



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißeinnicht 1918

10/11 (1918)

Vergißmichicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Würzburg, Reibeltsgasse 10.

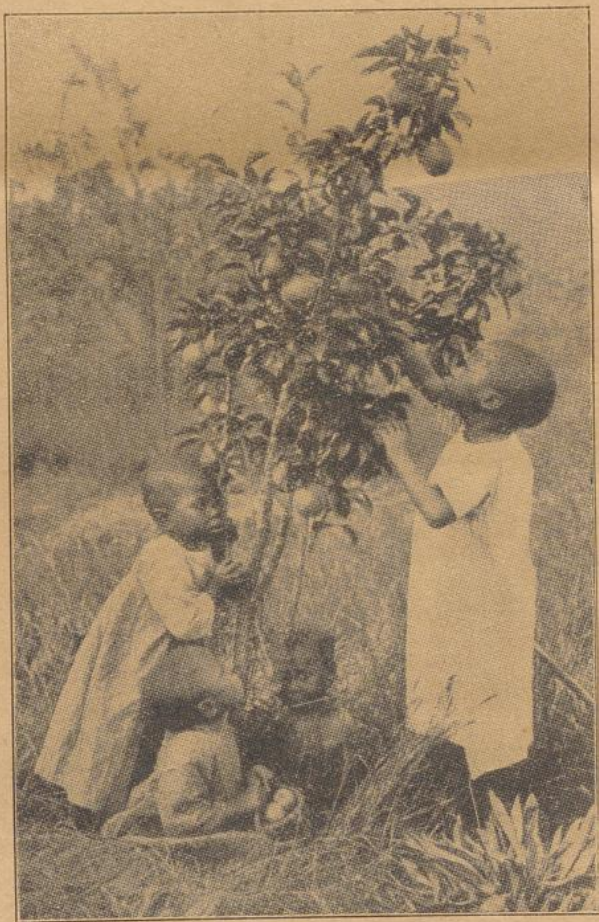
36. Jahrgang.
Nr. 10/11.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 2.25,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Heiden in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.
Postcheck-Konto
Nürnberg Nr. 194.



Köstliche Früchte.

Würzburg.
Okt./Nov. 1918.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten
des Vergißmichicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Klosterkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Allerseelen 1918.

Komm' mit, mein Kind, wir wollen wandern
Zum Totenfelde drauß' vorm Wall.
Die Gräber dort — eins dicht am andern —,
Geschmückt sind sie heute all'.

Hier leg' nun du auch Blumenranken,
Ein Lorbeerzweig gib jedem Grab;
Laß uns mit einem „Ave“ danken
Dem, der für uns sein Leben gab.

Sa! — beten wir für all die Leuern!
Bei Allerseelenkerzenschein
Woll'n heut' wir unsern Schwur erneuern.
Sie sollen nie vergessen sein!

Und auch für jene gilt's, zu beten,
Die draußen noch vorm Feinde stehn. —
Wie wir den Friedhof still betreten,
So laß uns lei' auch wieder gehn!

Lina Trunt.

Allerseelengedanken.



Das hl. Meßopfer,
der größte Schatz für die armen Seelen.

Herbst ist's geworden
und die schöne Sommerszeit
ist vorbei. Ein wehmütiges
Sterben geht durch die Natur.
Blatt um Blatt schwebt nie-
der von Baum und Strauch.
Der Wind weht klagend durch
das entlaubte Geäst. Die
Nebel hüllen Berg und Tal
und Feld und Wald in Trauer-
schleier. Am Himmel oben
hängen trübe Wolken.

Dieser ernste Vorgang in
der Natur hat auch im Kir-
chenjahre einen stimmungs-
vollen Ausdruck gefunden —
in der Allerseelenzeit. Diese
Tage, in denen wir in ganz
besonderer Weise unserer lei-
denden Brüder und Schwe-
stern im Fegefeuer gedenken
sollen, mahnen uns mit un-
widerstehlicher Gewalt, wieder
einmal über die Schranken
unser Lebens hinauszublicken
und hinüberzuschauen in das
Reich der Ewigkeit. Der
Allerseelentag erinnert uns
an den Tod, diesen gewaltigen
Machthaber, der alles irdische
Leben ohne Gnade und Er-
barmen seiner Gewalt unter-
wirft. „Es ist dem Menschen
bestimmt, einmal zu sterben,
worauf das Gericht folgt.“
Hebr. 9, 27.

Wohl nie aber wird die
Allerseelenzeit einen tieferen
Eindruck auf uns machen als
gerade in diesem schrecklichen
Kriege, in dem so viele tau-
sende tagtäglich hinübergehen
müssen vor den Richterstuhl
des ewigen Gottes. Die Erde
ist ein großes Leichenhaus;
sie ist ein großer Friedhof,
der große Gottesacker, in den
alle Menschen, auch wir ein-
mal hineingelegt werden;
denn „wenn das Weizenkorn

nicht in die Erde gelegt wird und dort nicht stirbt, so wird es keine Frucht bringen.“ So sollen auch wir durch Tod und Grab hingelangen zur ewigen Auferstehung.

viel entchwundene Freude einschließt; da trauert die Gattin um den Gatten, die Schwester um den Bruder und der Bruder um die Schwester; da steht erschüttert der Freund am Grabe des Freundes. Und dort jene

Frau, die in so tiefem Herzeleid mit ihren Kindern an den Gräbern vorübergeht, sie denkt in neuermwachtem Schmerze jenes Leuten, den der Krieg ihr von der Seite gerissen und der fern im Feindeslande sein Grab gefunden hat. — Wieviel Tränen werden alljährlich an diesem Tage geweint!

Eine kurze, aber inhaltsreiche Predigt richtet die Toten an uns aus den Gräbern: Was ihr seid, das waren einst auch wir und was wir sind, das werdet bald auch ihr.

Am Allerheiligenfeste Nachmittag bewegt sich ein ernster Zug von der Kirche zu den Gräbern. Der Geistliche geht in schwarzen Kirchengewändern einher; das Kreuz wird ihm vorangetragen. Feierlich ernst schallen die Gebete hin über den Friedhof. Der Priester segnet im Namen der Kirche, dieser guten Mutter, die auch ihrer verstorbenen Kinder immer noch gedenkt, all die Gräber. Weihwasser sprengt er aus über die Grabeshügel und der Weihrauch steigt empor als gedankentiefer Ausdruck der flehentlichen Bitten der Kirche für ihre Kinder, die da ruhen im Schoße der geweihten Erde.

„Selig die Toten, die im Herrn sterben; von nun an, spricht der Geist, werden sie ausruhen von ihren Mühen und ihre Werke folgen ihnen nach.“ Off. 14, 13.

An diesem Tage wird der Engel Gottes auch auf die Gräber der gefallenen Krieger niedersteigen, wenn auch fern und unbekannt der Ort ihrer Ruhestätte ist. Gott der Herr, er kennt ihn. Sein Engel

wird die Palme des Friedens für die treue Pflichterfüllung niederlegen auf dem einsamen Heldengrab.

An diesem Tage da müssen wir unsere Augen auch hinausrichten zu den Grenzen des Reiches Christi, dahin, wo das Christentum noch ringt und kämpft mit dem



Die liebliche Mutter.

Am Abende des Allerheiligenfestes wandeln die Leute hinaus auf die Friedhöfe zu den Gräbern der teuren Toten. Da stehen schmerzgerfüllt die Eltern am Grabe ihrer heimgegangenen Kinder und Kinder weinen am Elterngrab, das für sie so viel verlorenes Glück und so

Geiste der Finsternis und wo es in nie ersterbender Lebenskraft Schritt für Schritt vorwärtsdringt, geführt vom hl. Kreuze, dem Zeichen der Erlösung und des Sieges. Da steht heute auch der Missionar auf dem Friedhofe und segnet die Gräber derer, die er mit Gottes Gnade aus der Finsternis und dem Todesschatten des Heidentums errettet hat und die ihm nun vorangegangen sind mit dem Zeichen des Glaubens; er segnet auch die Gräber derer, die Vater und Mutter und Bruder und Schwester und alles verlassen haben und der Stimme Gottes in ihrem Herzen folgend hinausgeeilt sind auf das weite Missionsfeld; ferne der irdischen Heimat sind sie hier nach einem mühevollen Leben im Dienste Gottes als Helden des Gottesreiches gefallen. „Jene waren Männer der Barmherzigkeit, deren Gottseligkeit nie vergessen ward . . . Ihre Leiber wurden in Frieden begraben und ihr Name lebet von Geschlecht zu Geschlecht.“ Sir. 44, 10, 14

Wenn wir am Allerseelentage auf dem Kirchhofe stehen und unsere Geistesaugen hinein lassen über all die tausende von Friedhöfen auf der Welt, über die hunderttausende von Kriegergräbern, über all die Millionen Toten, die seit Adams Zeiten bis auf unsere Tage der Erde anvertraut wurden, welch ein unabsehbares Gräberfeld dehnt sich da vor unseren Blicken aus. Unsagbar groß ist das Meer der Leiden und Schmerzen, die schon auf Erden erduldet worden sind; unzählig sind die Tränen, die schon geweint wurden. Der heilige Glaube aber gibt uns Aufschluß über den Tod und all das damit verbundene Menschenleib: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle in ihm (dem ersten Menschen) gesündigt haben.“ Rom. 5, 12.

Allein wir stehen nicht trostlos an den Gräbern; denn „wir sind nicht wie jene, die keine Hoffnung haben.“ Wir wissen: der Leib kehrt zur Erde zurück, von der er genommen ist und der Geist kehrt zu Gott zurück, der ihn gegeben hat. Und „es kommt die Stunde, da alle die Stimme des Sohnes Gottes hören werden.“ Joh. 5, 28. Auf dem Grabe steht als schönster Schmuck das Zeichen des heiligen Kreuzes, Christi Siegeszeichen über Tod und Hölle. Der Tod wird alle Menschen verschlingen, aber einst wird er seine Beute zurückgeben müssen, wenn die Posaunen erschallen und die Toten aus den Gräbern rufen, wenn die Engel kommen werden, um vom weiten Gottesacker dieser Welt den Weizen heimzutragen in die ewigen Scheunen des Himmels.

Der Prophet Ezechiel hat einmal im Geiste das große Gotteswunder der Auferstehung geschaut:

„Die Hand des Herrn kam über mich und führte mich hinaus im Geiste des Herrn und ließ mich nieder inmitten eines Feldes, das voll von Gebeinen war. Und er führte an ihnen ringsum vorüber; es waren ihrer aber sehr viele über das Feld zerstreut und sie waren ganz dürr. Da sprach er zu mir: Menschensohn, werden wohl diese Gebeine wieder lebendig werden?

Ich antwortete: Herr, Gott, du weißt es! Da sprach er zu mir: Weissage über diese Gebeine und sprich zu ihnen: Ihr verdorrten Gebeine, vernehmet das Wort des Herrn! So spricht der Herr, Gott, zu diesen Gebeinen: Seht, ich will den Geist in euch kommen lassen, daß ihr wieder lebendig werdet. Ich will euch Sehnen geben und Fleisch über euch wachsen lassen und euch mit Haut überziehen und will euch den Geist verleihen, daß ihr lebendig werdet und erkennet, daß ich der Herr bin. Da weisagte ich, wie er mir geboten hatte. Als ich



nun weisagte, entstand ein Rauschen und siehe, es regte sich und Gebein näherte sich zu Gebein, ein jedes zu seinem Gelenke. Und ich schaute und siehe, Sehnen und Fleisch legten sich über sie und die Haut spannte sich darüber, den Geist aber hatten sie noch nicht. Da sprach er zu mir: Weissage zum Geiste, weisage, Menschensohn, und sprich zu dem Geiste: So spricht der Herr, Gott: Komm Dem von den vier Winden und hauche diese Getöteten an, daß sie wieder lebendig wer-

den. Als ich nun weisagte, wie er mir geboten hatte, kam der Geist in sie, sie erhielten Leben und stellten sich auf ihre Füße, eine große, sehr mächtige Schar.“ (Ezech. 37, 1—10).

„Der, welcher Jesus Christus von den Toten erweckt hat, wird auch euern sterblichen Leib lebendig machen um seines Geistes willen, der in euch wohnt.“ Rom. 8, 11.

Das „sursum corda, aufwärts die Herzen“, das der Priester in der hl. Messe betet, mahnt uns jetzt in der Allerseelenzeit noch lauter als sonst, unsere Gedanken über Menschenleid und Menschensterben emporzurichten zum ewigen Vaterlande. Wir dürfen gerade jetzt im Kriege nicht stehen bleiben bei den Leiden und Schmerzen, bei den Ungerechtigkeiten, bei dem Blutvergießen, bei dem Massensterben, sondern müssen aufwärts schauen zum Vater im Himmel, der alles lenkt und leitet, der mit allem, was er über die Menschen kommen läßt, seine Pläne und Ziele verfolgt, ihm zur Ehre und uns ganz gewiß zum Heile. „Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Besten.“ Wir haben ein herrliches Beispiel an dem frommen Dulder Job. Dieser hatte alle seine Familienmitglieder durch jähen Tod verloren, seine Häuser stürzten ihm zusammen, all sein Hab und Gut ward ihm genommen und er — ein Bettler nunmehr wurde mit dem Auszuge behaftet; aber dennoch verlor er nicht den Glauben an Gott, sondern betete: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und ich am jüngsten Tage von der Erde auferstehen werde; . . . Diese meine Hoffnung ruht in meinem Busen.“ Job. 19, 25, 26.

Mitten in die tiefste Allerseelenzeit leuchtet gleich der milden Herbstsonne das Allerheiligentag als ein Trost- und Freudenschein. Es ist eine Freudensbotschaft für uns aus seligen Himmelsauen, ein Hinweis auf jenes Land, wo nach dem Winter dieses Lebens unsere Wohnstatt sein wird, dort, wo ewiger Friede und ewige Freude herrscht.

Unter dem Banner der Rosenkranzönigin.

P. Rahmundus Dreiling, O. F. M. schreibt in seinen prächtigen Lazzarett- und Friedhofsbildern (Herder, Freiburg i. B.) unter anderem folgendes:

„Weil die Hingabe an Jesus Christus Kern und Stern des katholischen Glaubens ausmacht, deshalb ist uns Katholiken auch die Liebe zu seiner erhabenen Mutter Maria so tief ins Herz geschrieben; und darum erfreut sich auch das Rosenkranzgebet, dieser klassische Katechismus, dieses unerreichte Kompendium des Lebens Jesu und Maria, einer solchen Beliebtheit bei den Soldaten.

Hundert von Soldaten, so neulich noch einige Gefässer, haben wir in vertraulicher Unterredung versichert, daß sie seit Kriegsbeginn jeden Tag den Rosenkranz gebetet hätten. Einer von ihnen erzählte mir kürzlich, seine Braut habe ihm einen Rosenkranz geschenkt; eine größere Freude hätte sie ihm nicht bereiten können.

Da liegt ein nicht unbedenklich verwundeter Soldat, ein Landsmann aus den lieben Eichsfeldischen Bergen. Treuherzig erzählt er mir: „Ich kann des Nachts nicht schlafen. Damit ich nun kein Heimweh bekomme, bete ich öfters den Rosenkranz für meine Lieben zu Haus, für den Doktor, die Schwestern, die Brüder und auch für Sie. Da ich nun meinen Rosenkranz auf dem Verbandplage verloren habe, zähle ich die Gebete an den Fingern. Aber das macht so müde; wie

dankebar wäre ich Ihnen, wenn Sie mir einen Rosenkranz besorgen könnten.“

Unverkennbare Vorliebe für den Rosenkranz haben die süddeutschen Soldaten, besonders die Bayern. Man kennt die Bayern leicht, wenn man ins Lazzarett kommt. Diese starken, wetterfesten Männer mit den scharfgeschnittenen Pügen und Augen wie die Adler, tragen fast insgesamt den Rosenkranz nebst Muttergottesmedaille um den Hals, oder sie haben ihn um die Hand geschlungen oder an ihrem Bett oder Stuhl aufgehängt. Es ist, als ob sie sich nicht davon trennen könnten.

Ein als Kriegsfreiwilliger dienender Oberprimaner aus München, Alfons hieß der gute Junge, hatte auf der Innenseite seines Waffenrockes einen Haken angebracht, an dem er seinen Rosenkranz befestigte, um ihn auch während des Marsches und im Schützengraben beten zu können.

Zu unserer Hauskapelle führten zwei Treppen von 63 Stufen, deren Ueberwindung schon einem Gesunden Schwierigkeiten bereiten kann. Eines Tages begegnete ich einem bayerischen Soldaten, der eine Wunde am rechten Fuß hatte, weshalb er mit dem linken Fuße allein die Treppe hinaufhumpelte oder vielmehr von Stufe zu Stufe hinaufsprang. Auf meine Frage entgegnete er, er wolle ins „Kirchlein“ und seinen Rosenkranz beten. Als ich ihm riet, das mit Rücksicht auf seine Wunde doch lieber unten im Saale zu tun, meinte er lachend, das „Hinaufklettern“ sei gar nicht so schlimm, es dauere höchstens 20 Minuten. Das „Hinaufklettern“ sei viel schwerer, dazu brauche er eine gute halbe Stunde; aber er könne es schon machen. Sprachs mit lachendem Munde, humpelte ruhig weiter und ist noch eine Reihe von Tagen die Treppe hinauf- und hinabgehumpelt.

Neulich starb hier an Blinddarmentzündung ein bayerischer Landsturmann vom Besatzungsbataillon. Der Arme hatte schwer zu leiden. Instandig bat er uns, ihm doch seinen Rosenkranz am rechten Arme festzubinden, damit er ihn ja nicht wegkomme.“ Kurz vor seinem Tode küßte er noch einmal herzlich das Bild seiner Frau und seiner vier Kinder, nahm in ergreifender Weise von allen Umstehenden mit einem „Auf Wiedersehen im Himmel“ Abschied und fing an zu beten: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder . . .“ Weiter ist der Gute nicht gekommen; er konnte im Himmel die von ihm so kindlich verehrte Mutter Gottes begrüßen.

Schon oft erzählten mir bayerische Verwundete mit sichtbarem Gefallen, daß sie in den Händen französischer Toten einen Rosenkranz gefunden hätten. Sie nahmen ihn dann gerne zum Andenken mit, und es ist bezeichnend für das zarte Gewissen wirklich frommer Soldaten auch in den gefährvollen Kriegszeiten, daß viele von ihnen ihren eigenen Rosenkranz statt des mitgenommenen, und einige sogar ein Geldstück in die Hand des Toten legten. „Ich will nichts Fremdes haben“, sagte mir einer kurz und bündig.

Eine Reisefahrt von Reichenau nach Telgte.

Dr. Adrian Pellazino, R. M. M.

Wir saßen in heiterer Stimmung in der Rekreation zusammen, und ein gemütlicher Bruder erzählte ein Reiseerlebnis, das ihm wegen des tragischen Geschehens immer noch vor der Seele schwebt. Er begann also:

Es war vor vielen Jahren um die Weihnachtszeit, als ich auf der Station Reichenau eine Weisung meines

Obern erhielt, mich nach der Missionsstation Telgte zu begeben. So schnürte ich denn mein Bündel und ritt am St. Stephanstag in der Frühe, mit einem Stück Brot im Sack, in Begleitung eines Bolutobuben wohlgenut aus Reichenau hinaus. Kaum sind wir über die Brücke, da reißt das Pferd des Jungen aus und er liegt bald am Boden. Wir fangen das Tier ein und es wird abermals aufgefressen. „Kahle, kahle Bruder“, schreit der Bube und kaum 200 Schritte weiter flüht er abermals Mutter Erde.

Bei dem einfallenden Nebel war der Gaul nicht mehr zu finden; ich entschloß mich daher, allein weiterzureiten. Einen Kaffern ersuchte ich, mir als Wegweiser zu dienen, aber meine Bitten waren erfolglos. So reite ich denn auf Geradewohl weiter, überschreite den Umzimfuku und Jngwangwane-Fluß und halte in einem großen Tale Rast: mein Kößlein ließ ich weiden und ich selbst stärkte mich mit meinem Mundvorrat. Jetzt sollte wieder gejagt werden, doch was tun? Das Tier will seinen Herrn nicht mehr anerkennen. Ich versuche das Pferd in eine Schlucht zu treiben, laufe mir den Atem aus — alles umsonst! Es wollte wieder heim; jedoch gelang es mir, ihm zuvorkommen; ich trieb es nun vor mir her. Jetzt hatten wir die Rollen getauscht: ich hatte den Sattel zu tragen, während das Pferd leer vor mir hertrabte. Beim Indawana-Fluß fängt mir glücklicherweise eine Kaffernfrau den Gaul wieder ein; es wird wieder aufgefressen und ich überschreite hoch auf Roß die Grenze zwischen Natal und Griqualand.

Vor mir erhebt sich ein flach ansteigender Berg, scheinbar mit schönen weißen Steinen übersät. Als Maurer interessieren mich letztere; ich will sie daher näher in Augenschein nehmen. Doch welch ein Entsetzen! Es sind lauter Cadaver von verendetem Vieh; die von der Sonne bereits gebleichten Knochen hatten mich getäuscht. Es war eben zur Zeit der Kinderpest, an der so viele tausende von Kindern zu Grunde gegangen sind. Es kommt mir vor, als spüre ich heute noch den Gestank, den diese Tierleichen verbreiteten.

Ich reite weiter und weiter, erreiche gegen 6 Uhr abends ein Farmhaus und erkundige mich bei dem Besitzer nach dem richtigen Weg. Leider kannte ihn dieser selber nicht und wies mich nach Kofstadt anstatt nach Telgte.

Es beginnt zu dämmern, es wird dunkler und dunkler und in meinem Kopf wird es immer heller, daß ich an diesem Tage Telgte nicht mehr begrüßen werde. Die Sache wird mir unheimlich; ich spähe nach allen Richtungen nach einem Lichte, aber kein Hoffnungsschimmer ließ sich blicken. Was blieb mir übrig als unter Gottes freiem Himmel Nachtquartier zu nehmen? Ich sattelte das Pferd ab und ließ es fressen. Aus Mitleid mit dem armen Tiere wollte ich ihm die Vorderfüße nicht zusammenbinden. Nachdem ich sodann mein Nachtgebet verrichtet hatte, streckte ich mich in Gottes Namen nieder. Bald jedoch verspüre ich Kälte; ich packe meine Kleider aus, hülle mich gut ein und schlummere nun im Frieden bis gegen 3 Uhr. Ich erhob mich von meinem Lager bei Mutter Grün, richte meine Sachen zusammen, wische mir die Augen aus und halte Ausschau nach meiner Stute. Aber, o Schrecken, soweit das Auge reicht, ist kein Gaul zu sehen. Endlich nehme ich den Sattel auf meine Schultern und lenke meine Schritte einem Kafferntrale zu, um Auskunft über den Weg und zugleich etwas Essen zu erbitten, da mein knurrender Magen seit 24 Stunden nur ein Stücklein Brot ge-

nosfen hatte. Ein wenig saure Milch, die man mir anbot, sagte mir nicht zu, und der Mann verlangte 2—3 Schilling, wenn er mir den Weg zeigen sollte. Auf dieses Angebot konnte ich nicht eingehen, da ich keinen roten Seller bei mir hatte. Was blieb mir also anderes übrig als mit dem Sattel auf dem Rücken und bis zur Erschöpfung entkräftet mich weiterzuschleppen.

Ein Weizer, der mir zufällig begegnete, konnte auch keine Auskunft geben; er riet mir, mich unten im Tale bei einem Farmer zu erkundigen. Unter vielen Beschwerden komme ich über Steine und Geröll zu dem Farmhaus. Der Besitzer war nicht daheim. Frau und Tochter kamen heraus und sperrten Mund und Augen auf über einen so fremdartigen Besuch in früher Morgenstunde. Nachdem ich ihnen meine Abenteuer erzählt hatte, bezeigten sie herzliche Teilnahme und erquidten mich mit Tee, Butter und Brot, was ich mit Dank verzehrte, und wiesen mich dann auf den rechten Weg. Kaum war ich einige Schritte fort, so erinnerten sie mich an den Sattel, den ich absichtlich zurückgelassen hatte. Nach ungefähr 2 Stunden begegnete mir erfreulicherweise ein Arbeiter von Telgte. In einer halben Stunde war ich am gewünschten Ziele. Ich erbat mir den Segen des Hochw. R. Superior und erzählte dann meine Unglücksfahrt, wie wir zu zwei Personen tags vorher in Reichenau ausgezogen seien und ich jetzt allein mit knapper Not meinen Bestimmungsort erreicht habe.

Jetzt wird beratschlagt, was zu tun sei. Der Bruder Schaffner findet sich schnell bereit, das Pferd zu suchen. Triumpfhierend kommt er noch an demselben Tag mit Pferd und Sattel heim.

Unter Heß schloß mit den Worten: „Diesen Stephanstritt vergeß ich mein Lebtage nicht!“

Der göttliche Kinderfreund.

Der Abend naht und dort im fernen Westen
Da sinkt die Sonne still und friedlich nieder;
Noch einmal leuchtet feurigrot der Himmel
Und dann — verstummen auch der Vögel Lieder.

Die Abendstille ruhet auf dem Lande.
Die Vögel sind schon heim ins Nest geflogen;
Da kommt aus Palästinas Staub'ger Straße
Der Heiland mit den Jüngern hergezogen.

Gepredigt hat er heut vom Reiche Gottes;
Errichten will er dieses hier auf Erden,
Damit die Menschenkinder, die da weilen,
Zu Gotteskindern, Himmelserben werden.

Sein Anlitz ließ er heut voll Lieb' und Milde
Gar vielen freundlich leuchten gleich der Sonne;
Erlöst hat er so manchen aus den Leiden,
Gestillt den Schmerz, das Herz erfüllt mit Wonne.

Gar müde ist er von der Last des Tages.
Dem nahen Dörflein eilt er jetzt entgegen,
Um dort nun Ruhe für die Nacht zu finden,
Ein Plätzchen, um sein Haupt dort hinzulegen.

„Die Fische, seht, sie haben ihre Höhlen,“
So spricht der gute Heiland wehmütigvoll,
„Die Vögel all, sie haben ihre Nester,
„Doch ich, — ich weiß nicht, wo ich ruhen soll.“

Zur Rast am Wege setzt sich Jesus nieder,
Undes zwei Jünger nach dem Dörfchen geh'n,
Um dort für sich und ihren müden Meister
Nach einer Nachtherberg' sich umzuseh'n.

Ganz leise streift der Wind um seine Wangen;
Ein heil'ges Rauschen in des Baumes Zweigen,
Die alle sich in ehrfurchtsvollem Zittern
Auf ihren Herrn und Schöpfer niederneigen.

Das große Werk, das er auf sich genommen
Durchheilt in ernstem Sinnen Gottes Sohn;
Doch heil'ge Freude strahlt aus seinen Augen:
Erringen will er uns den Himmelslohn.

Da horch! — Ein Kinderjubel, Singen, Lachen
Erschallt auf einmal in dem Abendsfrieden;
Es scheint, es ist dem Kinderfreunde Jesus
Noch keine Abendruhe heut bechieden.

Er schließt sie liebevoll in seine Arme,
Erzählt den Laufenden vom Himmel droben,
Ermahnt sie auch zu kindlichem Gehorsam:
Ihr Engel wird sie dann bei Gott stets loben.

Da schmiegen sich die Kleinen hin an Jesus,
Erzähl'n von ihren Spielen, Freuden, Schmerzen,
Von ihrer Arbeit auch im Elternhause,
Von allem, was erfüllt der Kinder Herzen.

Ein uner schöplich Meer — das Kinderherz!
Bald frohes Lachen, — bald betrübt's Weinen;
Unendlich müssen ja im Aug' des Kindes
Die kleinen Freuden, Leiden stets erscheinen.



Die Speisung der Viertausend.

H. M. Gange, Leipzig-Neuditz.

Zum Heiland eilen ja die Kindercharen,
Die Mutter selbst die Kleinsten zu ihm trägt;
Woll' Liebesehnsucht suchen sie ihn alle,
Wohl wissend, daß sein Herz in Liebe schlägt.

„Was stört ihr denn den Herrn in seiner Ruhel?“
So hört man mürrisch die Apostel sagen.
„Ihr seht doch wohl, wie sehr er ist ermüdet
Von all der Arbeit, all den Müh'n und Plagen!“

Schon senten sich ganz traurig all die Köpfchen;
Die guten Kinder können's gar nicht fassen,
Warum man sie so hart zurückgestoßen.
Warum man sie nicht will zum Heiland lassen.

Da lächelt Jesus freundlich, sanft und milde
Und ruft die Kinder zu sich her sogleich:
„O laßt die lieben Kleinen zu mir kommen;
Denn ihrer ist ja doch das Himmelreich!“

Da kreitet Jesus liebend seine Hände
Empor zum Vater mit dem inn'gen Flehn,
Daß all die Kleinen einst gerettet würden
Und nicht im Gift der Sünd' zu Grunde gehn.

Mit heil'ger Liebe segnet er die Kinder.
Die Kleinsten sind sie aus der Schar der Selnen,
Doch groß in Gottes Augen ihre Unschuld;
Und Gottes Gnad' erfüllt das Herz der Kleinen.

Die Engel Gottes sind's, die sie beschützen
Auf ihrem Wege durch des Lebens Auen,
Die reinen Engel, die zu allen Zeiten
Des ew'gen Vaters heil'ges Antlitz schauen.

Das Auge Gottes blickt auf sie voll Güte.
Den Kindern will er seinen Himmel geben;
Auch wir, wir müssen werden wie die Kinder,
Nur so erlangen wir das ew'ge Leben.

P. L. Tremel.

Der Weihnachtsabend.

Von Christoph von Schmid.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Ein Weihnachtsgeſchenk.

Der heilige Weihnachtsabend war, ſeit Antons Abreiſe bereits das dritte Mal, wieder angebrochen. Der Förſter kam heute mit ſeinem Sohne Chriſtian früher aus dem Walde nach Hauſe. Es war ſehr kalt. Der Abendhimmel ſtrahlte glühendrot durch die Fenſter in die Stube. Die runden Scheiben ſingen ſchon an zu gefrieren und ſchimmerten in dem röthlichen Abendſchein wie Edelſteine. Der Förſter ſetzte ſich in ſeinen Lehnſeſſel neben dem großen Ofen. Er legte mehr Holz zu; denn der Ofen war ſo eingerichtet, daß man ihn auch in der Stube öffnen konnte. Die Flamme loderte bald hoch auf, verbreitete einen wallenden Schimmer durch die Stube, ſpielte ſich in den Fenſtern und vermehrte das Funkeln der gefrorenen Fenſterſcheiben.

Jetzt kam die Förſterin in die Stube. „Iſt kein Brief von Anton da?“ fragte der Förſter. „Nein!“ ſagte ſie mit betrübtem Angeſichte. „Wunderlich!“ ſprach der Förſter und ſchüttelte den Kopf. „Auf den Weihnachtsabend war ſonſt allemal richtig ein Brief von ihm da. Er ſchrieb immer ſehr ausführlich und ſeine Briefe waren mir immer die angenehmſte Weihnachtsfreude. Was treibt der Junge, daß er nicht ſchreibt?“

Kaum hatte der Förſter dies geſagt, ſo trat ein Bote mit weingeduftetem Haar in die Stube. Er hatte einen Brief in der Hand und eine neue Kiſte von Tannenholz auf dem Rücken, die zwar nur ganz ſach, aber ziemlich breit und ſo hoch war, daß der Mann ſich bücken mußte, um in die Stube zu kommen. „In der Kiſtchen wird wohl ein Spiegel ſein!“ ſagte Katharina. Der Bote überreichte dem Förſter den Brief, und lud die Kiſte ab. „Der Brief iſt von dem Maler Niedinger“, ſagte der Förſter. „Wie kommt das? Nun glaube ich bald, daß dem armen Anton ein Unglück begegnete. Er riß den Brief eilig auf, und durchlief ihn am Glanze des Feuers, das aus dem Ofen ſtrahlte, mit begierigen Blicken. „Denk nur“, rief er freudig, „Anton ſchickt uns aus Rom ein Gemälde zum Weihnachtsgeſchenk. Er hat es, zuſammengerollt, an Herrn Niedinger übermacht, und ihn erſucht, es in einen reichen goldenen Rahmen faſſen zu laſſen, und dafür zu ſorgen, daß wir es auf den heiligen Abend ſicher bekämen. Das Gemälde iſt ein wahres Meiſterſtück, ſchreibt Herr Niedinger. Der Anton iſt doch ein trefflicher Junge; ich möchte ihn gleich umarmen.“

„Katharine!“ rief er jetzt, „bring doch dem ehrlichen Boten, bis das Eſſen kommt, einſtweilen ein Glas Wein. Das wird ihm gut tun; denn es iſt draußen wirklich grimmig kalt.“ Der Bote nahm den Wein mit Dank an; verbat ſich aber das Abendessen. Er habe, ſagte er, zu Weſenthal Anverwandte, und wolle bei dieſen den Weihnachtsabend und den heiligen Tag zubringen. „Auch gut!“ ſprach der Förſter, hieß den Boten austrinken, beſchenkte ihn reichlich und entließ ihn.

„Nun“, ſprach der Förſter, „ſetzt euch alle um mich her.“ Da iſt in des Herrn Niedingers Brief auch noch ein Brief von Anton eingekloſſen; den will ich euch vorleſen.“ Luſe ſagte: „Ich will nur noch zuvor ein Kerzenlicht holen.“ „Wohl“, ſprach der Förſter; „ich kann dann den Brief mit mehr Bequemlichkeit leſen. Aber eile!“ Luſe brachte die brennende Kerze ſogleich auf einem glänzenden Leuchter von Meſſing. Alle

ſaßen bereits begierig im Kreiſe umher. Der Förſter laß:

„Liebſte, beſte Eltern und Geſchwister! Sie erhalten hier ein Weihnachtsgeſchenk, ein Gemälde, das ich mit vielem Fleiß gemalt habe. Es ſtellt den neugebornen Heiland in der Krippe vor. Mehrere Künstler verſicherten mir, das Bild ſei ſehr gelungen. Ich wünſche, daß es Ihnen nur halb ſo viel Freude machen möchte, als mir die Darſtellung des Kindes Jeſu in der Krippe machte, da ich das erſte Mal in Ihr Haus trat. Gewiß würden Sie dann keine geringe Freude haben.“

„Ach, daß ich doch mit dem Bilde ſelbſt zu Ihnen reiten, und es Ihnen überreichen könn! Es iſt zwar dahier ein herrliches Land! Jetzt, im Monate November, da ich dies ſchreibe, iſt es bei Ihnen wohl ſchon längſt Winter, und Ihr Dach und die Tannen und Eichen umher ſeufzen unter der Laſt des Schnees. Aber hier prangen die Zitronen- und Pomeranzenbäume noch mit ſilberhellen Blüten und goldenen Früchten. Dennoch ſehne ich mich unter all dieſen Herrlichkeiten nach Ihrem ländlichen Kaminfeuer zurück, an dem ich die ſeligſten Stunden meines Lebens zugebracht habe.“

Ihrer Güte habe ich es zu verdanken, daß ich unter dem milden Himmel Italiens lebe, daß ich, wenn ich je dieſen Namen verdiene, ein Künstler bin. Seine gemüthliche Vorſtellung der Krippe Jeſu für Kinder, ſo unvollkommen ſie auch ſein mochte, weckte mein Talent zuerſt. Immer ſieht ſie mir noch vor Augen, und was ich auch, allerdings ohne Vergleich Herrlicheres, von Kunſtwerken ſehe, ſo werde ich doch nicht ſo, wie damals, davon entzückt. Ach, die ſeligen Jahre der Kindheit gehen doch über alles! Da erblickten wir alles umher wie verklärt vom goldenen Glanze der Morgenröthe. Schade, daß ſie ſo ſchnell vorüber ſind.“

„Jetzt, in dieſem Augenblick, da Sie dieſen Brief leſen und meine Malerei betrachten, bin ich im Geiſte unter Ihnen zugegen. Ich erinnere mich mit gerühmtem Herzen, wie ich halb erſtarrt unter Ihr ländliches Dach kam, wie mich die gute Mutter mit warmen Speiſen erquickte, wie Sie mich zu Ihrem Kinde aufnahmen, wie Chriſtian, Katharina und Luſe ihre Weihnachtsgeſchenke ſo freudig mit mir theilten. O liebſter Vater; Ich küſſe dankbar Ihre und meiner Pflegemutter ehrwürdigen Hände.“

„Ich umarme alle meine Geſchwister. Ich freue mich jetzt ſchon im voraus, Ihnen nach einigen Jährchen nicht bloß im Geiſte und aus weiter Ferne, ſondern von Angeſicht zu Angeſicht ſagen zu können, wie von ganzem Herzen ich ſei — Ihr dankbarer, Sie innigſtliebender Anton. Rom, den 15. November 1755.“

„Das iſt ein Brief“, ſagte der Förſter und wiſchte ſich die Augen; „was wir auch an den Jungen gewendet haben, es iſt alles noch zu wenig. Ich ſetzte zwar immer kleine Hoffnungen auf ihn; allein er übertrifft ſie alle bei weitem. Niemals hätte ich geglaubt, eine ſolche Freude an ihm zu erleben. Doch“, ſagte er jetzt lächelnd, „ich denke, das Nachteſſen wartet auf uns. Nach Tiſche wollen wir das Gemälde beſehen.“ „O nein!“ riefen alle einmütig, „ſetzt gleich! Das geht uns über das Eſſen!“ fügte Luſe noch bei; „ich will nur geſchwind noch eine Kerze holen, damit wir das Gemälde noch beſſer betrachten können.“ Chriſtian brachte Stemm-eiſen und Hammer, und öffnete die Kiſte, und alle riefen, als das ſchöne Bild zum Vorſchein kam: „O wie ſchön! Wie lieblich! Welche himmliſchen Geſtalt! Welche unvergleichlichen Farben!“ — —

Der Förster stellte das Gemälde auf ein Wandtischchen und die helleuchtenden Wachskerzen daneben. Aller Augen waren auf das schöne Bild gerichtet. Die Försterin faltete andächtig die Hände und sagte: „Wahrhaftig, man kann nichts Schöneres sehen! Mir wird es, als wäre ich wirklich bei der Krippe Jesu zugegen! Wie freundlich, wie holdselig das göttliche Kind uns anblickt, als wollte es bei seinem Eintritt in die Welt uns alle willkommen heißen! Wie Maria an der Krippe knieend, so zärtlich und lieblich auf das Kind niederblickt, es mit einem Arme umfaßt, die andere Hand auf ihr tiefgerührtes Herz legt, und über dem holden Kinde aller Dürftigkeit des armen Stalles vergißt! Wie ehrwürdig Josef dasieht, und wie fromm er mit gefalteten Händen zum Himmel aufschaut! Wie den Hirten die Heiligkeit aus den Augen schaut; wie ehrerbietig und andächtig sie auf die Kniee gesunken sind! Und die Engel oben, wie himmlisch schön! Wie leicht und schwebend! Und welch ein heller Glanz das Kind umgibt, alles umher erleuchtet, und selbst den Schimmer der Engel überglänzt! Wahrhaftig, wer sich da der Geburt des Erlösers nicht freuen und mit den Engeln Gott nicht loben und preisen wollte, der müßte ein Herz von Stein haben.“

Der Förster hatte das Bild bisher mit unverwandten Augen stillschweigend betrachtet, ohne ein Wort zu sagen. Endlich sprach er, wie aus einem Traume erwachend: „Ja, du hast recht! Wenn wir diese heilige Geschichte, so schön gemalt und in einen Rahmen gefaßt, vor Augen haben, so macht sie einen neuen, ganz eigenen Eindruck auf unser Herz. Fürwahr Anton hätte uns gar kein schöneres und feineres Weihnachtsgeschenk machen können, als gerade dieses. Es soll uns für immer ein hochwillkommenes Andenken sein an unsern lieben Pflegetohn, und uns allezeit an den unendlichen Gnadenreichtum erinnern, welcher der ganzen Menschheit durch die Geburt Christi zuteil geworden!“

Sechstes Kapitel.

Schwere Prüfungstage.

Der treffliche Förster hatte mit den Seinigen seit Antons Abreise mehrere Jahre in Ruhe und Zufriedenheit verlebt. Seine Kinder waren erwachsen; der Sohn ein rüstiger junger Mann, die Töchter blühende Jungfrauen; alle sehr gut erzogen und von untadelhafter Aufführung. Allmählich empfand der gute Vater die Beschwerden des herannahenden Alters. Er ward darauf bedacht, seinen Dienst dem Sohne abzutreten. Der Fürst des Landes besuchte jährlich im Herbst auf einige Tage das fürstliche Jagdschloß Felsed; denn die Jagd war ihm bei seinen vielen Geschäften immer einige Erholung. Er war ein sehr leutseliger Herr; jeden seiner Untertanen, auch den geringsten, hörte er liebreich an und redete freundlich mit ihm. Als der Fürst wieder auf dem Jagdschloße angekommen, und die Jagd in dem Walde des alten Försters besonders gut ausgefallen war, näherte sich ihm der Fürst, klopfte ihm sehr zufrieden auf die Schulter und sagte: „Nun wie geht's, mein lieber Förster?“

„Eure Durchlaucht“, sprach der Förster, „diesen alten Schultern will die Last des Tages zu schwer werden; ich wünsche sie jüngeren Schultern übertragen zu dürfen.“ „Nun“, sprach der Fürst, „doch wohl Eurem Sohne, dem Christian dort? Er ist ein braver Jäger, und, was ich ohne Vergleich mehr schätze, ein sehr guter Forstmann. Die Waldungen sind, wie ich auf der Jagd gar wohl bemerkte, im besten Zustande. Verlaßt Euch

darauf, kein anderer bekommt den Dienst. Er mag ihn auch einstweilen versehen. Indessen ist mir's lieb, wenn Ihr noch eine Zeit die Oberaufsicht und den Förstertitel beibehaltet. Auch die besten jungen Leute werden leicht übermütig und nachlässig, wenn ihr Nachtragen zu frühe mit goldenen Börtchen verbräunt wird. Es ist mein und Euer Vorteil, wenn Ihr noch einige Zeit Förster bleibt.“

Der Förster bezeugte dem Fürsten für die gnädige Zusicherung seinen Dank, und sagte dann: „Es ist aber noch ein anderer Umstand dabei. Mein Sohn könnte sich eben gut verheiraten — mit der Tochter meines Jugendfreundes, des längst verstorbenen Försters Busch. Das Mädchen hat erst kürzlich auch ihre Mutter verloren und weiß nun nicht wohin. Sie ist arm — aber sehr fromm, fleißig und die lauterste Unschuld, Güte und Bescheidenheit.“ „Nun wohl!“, sprach der Fürst; „ich lobe es sehr, daß ein braver Mann bei seiner Wahl mehr auf Unschuld und Tugend, als Geld und Gut sehe. Ich gebe ihm die Erlaubnis zu heiraten mit Vergnügen — und die Anwartschaft auf den Försterdienst dazu. Ich werde sogleich Befehl geben, damit das Dekret ausfertigt werde.“

Der Förstersohn, der voll banger Erwartung in einiger Entfernung stand, kam auf den Wink seines Vaters herbei, und dankte dem Fürsten. Die Heirat kam zustande. Mit der jungen sanften Frau kam neuer Segen in das Haus; Friede und Eintracht wohnten unter dem Dache des guten Försters. Dem alten Manne wurde noch die Freude, seine Enkel auf seinem Schoße zu sehen, und die alte Försterin wurde wie verjüngt, nun ihre kleinen Enkel pflegen und tragen zu können. Die Töchter des Hauses lebten mit der jungen Försterin wie mit einer Schwester. Alle waren sehr glücklich.

Allein bald kam über dieses glückliche Haus eine große Widerwärtigkeit. Sie entspann sich aus einer alten Geschichte, die der alte Förster beinahe vergessen hatte.

Jener junge Herr von Schilf, der ehemals mit dem Förster auf die Jagd gegangen war, hatte bald darauf sich herausgenommen, allein und ohne Erlaubnis des Försters in den Wald zu gehen, und alles, was ihm zu Gesicht kam, ohne Erbarmen niederzudrücken. Der Förster traf ihn im Walde und sagte: „Das Wildschießen ist sehr streng verboten. Haben Sie, mein lieber junger Herr, Lust zu Jagd, so kommen Sie, wie bisher, zu mir. Ich nehme Sie dann gern mit mir, und weise Ihnen die besten Plätze an, wo Sie dann nach Herzenslust schießen können. Allein das darf ich nicht zugeben, daß Sie eigenmächtig in dem mir anvertrauten Forste schalten und walten.“

Wer aber nach wie vor auf die Jagd ging, war der junge Herr. Der Förster traf ihn wieder, nahm ihm das Gewehr und sagte: „Gott weiß es, ich tu' es ungern. Allein ich muß. Die Befehle sind streng; ich kann nicht anders. Wenn ich Sie nochmals treffe, muß ich weitere Anzeige machen, und dann — geht es Ihnen nicht gut.“ Der brave Förster ging überdies noch zu dem alten Herrn von Schilf und bat ihn, dem jungen Herrn das Jagen zu verbieten. Der alte Herr ließ zwar sonst seinem Sohne alles hingehen. Allein diesesmal ward er doch sehr aufgebracht; er fürchtete die fürstliche Ungnade. Er drohte seinem Sohne mit der Enterbung, wenn er noch ein einziges Mal auf die Jagd gehen würde; es sei denn, der Förster gehe mit ihm.

Allein der junge Herr war es schon gewohnt, seinem Vater nicht zu gehorchen. Bald darauf hörte der Förster einen Schuß, eilte hin und traf den jungen Herrn

bei einem erlegten Hirsch. Der Förster machte die Anzeige. Der alte Herr von Schill reiste selbst zum Fürsten und flehte um Gnade. Der Fürst sagte: „Nach den Befehlen sollte der junge Herr in das Ruchthaus wandern. Ich will ihn zwar begnadigen; allein läßt er sich noch einmal treffen, so schicke ich ihn sicher dahin — und da begreifen Sie wohl, daß ich mir einmal keinen Rat oder andern Diener aus dem Ruchthaus nehmen kann.“

Die Sache wurde so beigelegt. Der junge Herr von Schill faßte aber einen grimmigen Haß gegen den ehrlichen Förster, und glühte, wiewohl indes viele Jahre verfloßen waren, noch immer von Rache gegen ihn. Jetzt starb nach einer Krankheit von wenigen Tagen der Fürst; der Erbprinz war noch minderjährig und besand sich eben auf Reisen. Es wurde eine Vormundschaft angeordnet, und in dem Lande ging manche Veränderung vor. Der junge Herr von Schill, der sehr reich war und angesehene Verwandte hatte, wurde Oberförster. Mit großer Pracht zog er in das fürstliche Jagdschloß Felsed ein, von dem ihm ein Teil zur Wohnung angewiesen wurde. Er war nunmehr der Vorgesetzte des guten Försters, und quälte den alten Mann unjählich. Des Tadelns war kein Ende. Der Förster konnte ihm nichts recht machen.

Der Erbprinz hatte zwar kürzlich die Regierung angetreten. Allein der Oberförster von Schill, der sehr abgeschliffen, gewandt und berebt war, wußte den obersten Forstmeister, der bei dem neuen Fürsten sehr viel galt, ganz für sich einzunehmen, und ward nun gegen den guten Förster noch übermütiger und feindseliger, als zuvor. „Ihr taugt nicht mehr zum Dienste“, sagte er einmal zu ihm; „ich werde darauf antragen, einen brauchbaren Mann für den schönen Forst zu bekommen.“ Der Förster sagte: „Herzlich gern lege ich mein Amt nieder. Ich hätte es schon längst getan, wenn der hochselige Fürst es zugegeben hätte. Es ist also mein Sohn Förster.“ „Das wäre“, sagte Herr von Schill höhlich lächelnd. „Da müßte ich auch etwas davon wissen.“ Der Förster berief sich auf jenes fürstliche Dekret, demzufolge sein Sohn geheiratet hatte. „Nah“, rief Herr von Schill, „ich kenne es wohl.“ Er wußte es sehr künstlich auszulegen. „Es ist“, sagte er, „bloß ein Versprechen auf Wohlverhalten; nichts weiter. Der Junge taugt aber nichts. Ich werde meinen Mann besser zu wählen wissen.“

Der alte, graue Förster bemühte sich vergebens, eine Träne zu verhehlen und sagte: „Seien Sie nicht ungerath, Herr Oberförster! Sie glaubten sich einmal von mir beleidigt. Deshalb sollten Sie sich zweifach in acht nehmen, mir wehe zu tun.“ „Was“, rief Herr von Schill, und seine Augen funkelten von Zorn; „Ihr selbst erinnert mich an Eure Grobheiten; Ihr selbst mahnt mich daran, daß Ihr mir mein einziges Jagdvergnügen geraubt und mich bei Hofe angeschwärzt habt. Ihr seid ein ungeschliffener, übermütiger Kerl. Von jeher hattet Ihr keine Achtung für höhere Stände, und hieltet Euch nur an Bettelgesindel. Euerem Sohne habt Ihr gestattet, ein Mädchen ohne Gelder und Pfennig, eine wahre Bettlerin zum Weibe zu nehmen. Euer hübsches Vermögen habt Ihr an den Bettelstuben, den Anton, weggeworfen. Ihr wußtet Euer eigenes Vermögen nicht zu verwalten, wie solltet Ihr fremdes Eigentum nicht zu Interesse des Fürsten gut besorgen? Geht, geht, mit Euch ist nichts anzufangen. Ich hoffe, wir werden bald wenig mehr mit miteinander zu tun haben, und Ihr solltet mir bald gar nicht mehr unter die Augen kommen.“

Der Förster ging. „Hm“, dachte er auf dem Heimweg, „der Oberförster mag sagen, was er will. Meine Waldungen sind in der besten Ordnung. Er kann, so abgeneigt er mir ist, mir doch nichts anhaben. Ich lasse es darauf ankommen.“ Er sagte indessen zu Hause den Seinigen von allem, was der Oberförster gesagt hatte, nichts, um sie nicht ohne Not zu betrüben.

Allein bald darauf, da der alte Mann eben aus dem Walde zurückgekommen war und in seinem Lehnseffel ausruhte, trat eine Boie in die Stube, und überreichte ihm ein Schreiben vom Oberpostamte. In dem Schreiben stand: „Der bisherige Förster Grünwald sei vermöge höchsten Befehls, wegen Altersschwäche und davon herrührender Unfähigkeit, seines Dienstes entlassen und der Forst bis zur Wiederbesetzung einstweilen dem benachbarten Förster zu Waldenbruch zur Verwaltung übergeben worden.“ Von einem Ruhegehalt für den verdienten Mann, von einer anderen Anstellung seines Sohnes war keine Rede. Nur wurde noch bemerkt, der abgekommene Förster solle sich von dem Augenblicke an, da er dieses Schreiben erhalte, nicht mehr unterstehen, im Walde einen Schutz zu tun oder sich auch nur mit einem Gewehre blicken zu lassen, bei Strafe, daß es ihm abgenommen werde.

Der alte Förster öffnete das Schreiben und ward sehr bestürzt; seine Hand zitterte, in der er es hielt. Indessen faßte er sich wieder und las den Seinigen, die in der Stube mit allerlei Arbeiten beschäftigt waren, das Schreiben laut vor. Die alte Försterin und ihre zwei Töchter wurden bleich vor Schrecken. Der junge Förster glühte vor Zorn über die Bosheit des Oberförsters. Die junge Försterin stand eine Weile sprachlos da und fing dann an laut zu weinen. Ihre Kinder, die in der Stube spielten und die Mutter weinen sahen, weinten auch. Es entstand ein allgemeiner Jammer. Nur der alte ehrwürdige Förster stand ruhig in ihrer Mitte, und sprach: „Vergeht nicht, daß der alte Gott noch lebt. „Du, Großmutter, höre zuerst auf zu weinen, und gib unsern Kindern und Enkeln ein Beispiel von Vertrauen auf Gott. Gegen seinen Willen können böse Menschen uns nicht schaden. Diese Prüfung kommt von ihm; sie wird uns einmal zu unserm Besten gereichen. Also Mut gefaßt! Gott ist unser mächtiger Beschützer. Er verstößt uns nicht, wenn uns auch alle Welt verstoßen sollte. Er, der gute, reiche Vater wird es uns, seinen Kindern, nie an Brot fehlen lassen. Auf ihn wollen wir vertrauen und unverzagt und getrost sein.“

„Indes“, fuhr er fort, „will ich nichts von dem unterlassen, was ich tun kann. Ich reise morgendes Tages zum Fürsten. Er ist so edelmütig als sein hochseliger Vater. Er wird mich hören, so überhäuft er auch jetzt, bald nach dem Eintritt seiner Regierung, mit Geschäften sein mag. Er ist gerecht; er wird nicht zugeben, daß man einen alten Diener, der dem Fürstenhause über vierzig Jahre treu und redlich diente, so ohne weiteres mit Weib, Kindern und Enkeln, dem Mangel und dem Hungertode preisgebe. Du, Christian, mußt mich begleiten. Wir können ja jetzt beide abwesend sein, ohne den Oberförster um Urlaub zu bitten. Wir machen die Reise zu Fuß; das Reiten oder Fahren wäre für unsere jetzigen Umstände zu kostbar ist; ist auch gar nicht nötig. Die nötigen Kleidungsstücke für die Reise finden in unseren Jagdtaschen wohl Platz. Macht nur Anstalt, daß morgen frühe alles bereit sei.“

(Fortsetzung folgt.)

Religiöse Anschauungen der Kaffern.

Der Tod — das künftige Leben.

Von nichts hört der heidnische Kaffer unlieber reden, als vom Tode. Jeder Leichnam flößt ihm Schrecken und Abſcheu ein. Daß er selber einmal sterben muß, weiß er wohl, allein er mag nicht daran denken, geschweige denn, daß er die Frage an sich stellte: welche Folgen denn der sichere Tod einst für ihn haben werde. — Wie dieser in die Welt gekommen, sagt ihm folgende Fabel:

„Vor langer, langer Zeit wünschte Unfulunkulu, — von dem später noch die Rede sein wird, — eine Botschaft zur Erde zu senden; er wollte nämlich den Menschen kund tun, daß sie ewig leben sollten. Als Ueberbringer dieser frohen Botschaft erwählte er sich das Chamäleon. Dies aber war das schläfrigste von allen Tieren, veränderte auf dem Wege die Zeit und schlief auf einem hohen Baume, auf dem es sich sonnte, ein. Dadurch verspätete es sich auf seiner Reise. — Inzwischen hatte aber Unfulunkulu seinen Willen geändert, die Menschen sollten nicht ewig leben, sondern sterben. Als Verkündigerin dieser Botschaft wählte er die flinke Eidechse. Diese machte sich hurtig auf den Weg, hielt sich nirgends auf und brachte den Menschen die traurige Kunde vom allgemeinen Tode. — Bald darauf erwachte das Chamäleon, es erließ die Spitze eines Hügels, sah von dort das Menschengeschlecht und verkündete, daß alle ewig leben sollten. Da gab ihm die Eidechse einen Klaps auf den Kopf und rief: „Nach daß du fortkommst, du Lügner, die Botschaft lautet im Gegenteil, daß alle sterben müssen.“ Da glaubten die Menschen der Eidechse mehr, weil sie zuerst gekommen war; das Chamäleon aber warfen sie mit Steinen. Seitdem hassen die Kaffern das Chamäleon und bringen es nicht selten um mit den Worten: „Wenn du nicht gewesen wärest, müßten wir nicht sterben!“

Uebrigens findet sich diese Sage in den verschiedensten Formen. Bei den Gontentoten war es ein Hase, der vom Monde zur Erde gesandt wurde mit folgender Botschaft: „Weil ich (der Mond) sterbe und im Sterben wiedergeboren werde, so sollt auch ihr sterben und im Sterben wieder leben.“ Der Hase wurde jedoch auf dem weiten Wege über den Wortlaut dieser seiner Botschaft verwirrt und schob ein „Nicht“ ein, so daß er sich seines Auftrages mit den Worten entledigte: „Weil ich sterbe und im Sterben nicht wiedergeboren werde, so sollt ihr sterben und im Sterben nicht wiedergeboren werden.“ Als der Mond nach des Hais Rückkehr hörte, wie derselbe die Botschaft ausgerichtet habe, geriet er in Zorn und schlug ihn mit einem Stock derart auf den lügnersischen Mund, daß sich beide Lippen spalteten. Deshalb haben die Hasen bis auf den heutigen Tag gespaltene Lippen.“

Wieder eine andere Lesart haben hierüber die Buschmänner. Sie erzählen: „Nachdem Uheswa (Gott) die Menschen erschaffen hatte, nahm er sich ein Weib. Letzteres wurde krank; Uheswa schloß dasselbe in eine Höhle ein und trat, um Medizin zu holen, eine weite Reise an. Er hatte vor seinem Weggang dem Volke befohlen, das Weib gut zu bewachen und auf keinem Fall zu begraben, falls es in seiner Abwesenheit sterben sollte. — Kaum war er fort, so starb das Weib; das Volk aber hatte vor dessen Leichnam einen solchen Ekel, daß es ihn begrub. — Als der Schöpfer zurückkehrte und sah, was geschehen war, geriet er in Zorn und sprach: „Hätet ihr meinem Befehle gehorcht, so würde ich nicht nur

mein Weib zum Leben erweckt haben, sondern ich hätte euch die Kraft gegeben, nach dem Tode wieder lebendig zu werden, so aber sollt ihr für euren Ungehorsam gestraft werden.“ Hierauf stieg er gen Himmel auf, wo man ihn noch zuweilen in einem glänzenden Lichte sieht und seine Stimme im Rollen des Donners hört.“

Eine vierte Sage lautet endlich folgendermaßen:

In uralter Zeit, lange bevor das Chamäleon mit seiner Botschaft zu den Menschen kam, lebten dieselben in seliger Wonne beisammen. Es gab damals keine Krankheit, keinen Mangel und keine Vermehrung des Menschengeschlechtes; es war in der Tat ein goldenes Zeitalter. — Eines Tages aber kam zu allgemeiner Verstärkung ein Kind zur Welt. Die Mutter war krank und leidend, die Leute aber gaben ihr Kürbisse zu essen, um sie zu vergiften. (Eine andere Variante sagt, eine Nebenbuhlerin gab ihr in gleich böser Absicht Korn.) Das Weib aber wurde durch den Genuß der Kürbisse gesund und stark, worauf auch das Volk begann, dieselben zu essen. Erst jetzt schickte Gott das Chamäleon und hierauf die Eidechse, mit der so verschiedenen Kunde vom Leben und vom Sterben.

Es ließen sich wohl noch ein Duzend ähnlicher Sagen anführen. So kindlichnaiv diese Märchen auf den ersten Anblick erscheinen, so liegt doch allen der Gedanke zu Grund: Die vom allmächtigen Schöpfer ins Dasein gerufenen Menschen waren anfangs glücklich und sollten nach Gottes ursprünglichem Plan nicht sterben. Erst infolge eines bösen Geschickes oder einer schlecht bestandenen Prüfung kam der Tod in die Welt. Ob nun dieser Gedanke als ein Rest der Uroffenbarung anzusehen ist, oder den heidnischen Schwarzen erst im Laufe der letzten Jahrhunderte durch den Verkehr mit christlichen Europäern eingepflanzt wurde, ist eine Frage, die sich wohl nie mit voller Klarheit wird lösen lassen. Denn die religiösen Anschauungen der alten Kaffern, die vor jeglichem Zusammentreffen mit christlichen Ansiedlern lebten, werden uns wegen des Mangels irgendwelcher schriftlichen Aufzeichnung für alle Zukunft unbekannt bleiben.

Wir kommen nun zur weiteren Frage: glaubt der Kaffer an ein künftiges Leben und welche Vorstellungen macht er sich von demselben? Die Frage ist zunächst zu bejahen; allerdings über die nähere Art und Weise dieses künftigen Lebens herrschen unter den verschiedenen Stämmen wieder die verschiedensten Ansichten, als gemeinsamen Kern aber finden wir überall die Verehrung der Vorfahren, obschon dieselbe wieder eine ganz eigentümliche ist, wesentlich verschieden z. B. von jener in China.

Die Kaffern leben in einer engbegrenzten Umgebung. Daher bleibt die Erinnerung an jede bedeutendere Persönlichkeit z. B. an einen Häuptling oder hochbejahrten Familienvater bei all seinen Angehörigen auf lange Zeit hindurch überaus lebendig. Es ist ihnen, als hätten sie erst gestern den guten alten Vater begraben, und als müßten sie jeden Augenblick seiner bekannten Gestalt wieder begegnen. Viele Jahre hindurch hatten sie mit ihm in Freud und Leid zusammengelebt; er war in allem ihr Helfer und Berater gewesen, und nun zaubert ihnen die Phantasie überall sein bekanntes Bild vor Augen, namentlich aber, wenn sie in die Nähe der Zibana kommen, wo sie ihn begraben haben. Sie können es sich nicht anders denken, als daß der alte Mann in irgend einer geheimnisvollen Weise noch fortlebe, namentlich beschleicht sie ein Gefühl seiner Gegenwart in der Nähe seines Grabes, und sie können es sich kaum

anders denken, als daß er, der früher so mächtig eingriff in ihren Lebensgang, auch jetzt noch reg:n Anteil nehme an all ihren Leiden und Freuden, daß er ihnen Gesundheit, Wohlstand und sonstige Güter vermittle, aber auch als Rächer aufrete, wenn man ihm die gebührende Achtung und Verehrung verweigere.

Die hohe Achtung vor dem Greisenalter ist überhaupt wohl der edelste Zug, den man beim Kaffer findet, und es ist deshalb nur konsequent, daß er diese Achtung und zwar in verstärktem Grad auch auf die Verstorbenen ausdehnt, so daß er zuletzt alles, was auf sein und seiner Familie Wohlergehen Bezug hat, dem guten oder bösen Einfluß seiner Vorfahren zuschreibt.

Der Kaffer zerbricht sich natürlich nicht lange den Kopf damit, wie seine Vorfahren nach dem Tode noch fortleben. Er begnügt sich mit dem zwar dunkeln, aber lebhaften Gefühl von deren Gegenwart, wie auch uns zuweilen ein verstorbener Freund in Gedanken so nahe sein kann, daß wir versucht sind, ihn in dem traulichen Laubgang wieder aufzusuchen, in dem wir zusammen so oft zu wandeln pflegten. Auf näheres Befragen, wie er sich wohl das Leben in der anderen Welt vorstelle, kann er wohl sagen, es gebe dort weder Krankheit noch Tod, weder Trockenheit noch Hungersnot, im Gegenteil Ueberfluß an Fleisch, Bier und allen guten Dingen. Schlechtes Volk, wie Diebe, Giftmischer, Zauberer und Verächter der Geister haben dort keinen Zutritt; sie waren schon bei Lebzeiten aus jedem ordentlichen Kraal verbannt und sind es nun drüben um so mehr; unstät schweifen sie an einsamen Orten umher. Andere glauben, der Tote könne zuweilen sein Grab verlassen und wandle dann in dessen Nähe umher. Die Buschmänner träumten sogar von der Möglichkeit, solche wandelnde Geister abzufangen und ihnen die Rückkehr ins Grab zu verwehren.

Zu Chafas Zeiten glaubten die Sulus, die Geister der toten Männer lebten unter der Erde und würden von schönen Mädchen bedient. Auch setzte man voraus, der Verstorbene bedürfe zu seiner Gesellschaft Bier, Weiber und Hunde, weshalb man in alter Zeit vielfach die Frauen und Lieblingstiere des Verstorbenen abschlachtete, nicht als Opfer, sondern um ihm dadurch zu einer willkommenen Gesellschaft und Bedienung zu verhelfen. Auch gaben sie ihm, damit er ja an nichts Mangel leide, Affagai und Schild, Tabaksdose und andere Habseligkeiten mit ins Grab. Die Kaffern nehmen heutigen Tags noch an uns Weißen gewaltigen Anstoß, wenn sie sehen, daß wir irgend einen Gegenstand von einem Verstorbenen in Gebrauch haben. Sie selber wagen dies nie zu tun, aus Furcht, sofort der Zauberei beschuldigt zu werden.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Kaffer, wenn er von den amatongo, den Geistern der Vorfahren, spricht, unter Itongo keineswegs genau das versteht, was wir mit Geist oder Seele zu überlegen pflegen. Einen klaren Begriff hievon hat er überhaupt nicht; er vergleicht die Seele mit dem Schatten eines Mannes und nimmt an, derselbe schrumpfe im Alter zusammen und verdünne und verflüchtige sich vollends beim Tode. So kann man von ihnen auch hören, die Seele eines Menschen lebe im Dache seiner Hütte, oder der Schatten (Geist) verlasse den Körper während des Schlafes. Er schreibt auch seinen Träumen eine gewisse Realität zu, indem er wähnt, sein Schatten wandere durch alle jene Orte, von welchen ihm träumt; und verkehrt er im Traume mit anderen, so waren es deren Schatten, die ihn besuchten. Was nun im Traume bloß vorüber-

gehend geschieht, das wird, so wähnt er, nach dem Tode dauernder Zustand.

Zuweilen steckt der kaffrische Kraalbesitzer Ochsenhörner auf das Strohdach seiner Hütte und erklärt, der Geist seines Häuptlings oder eines anderen bedeutenden Mannes lebe in diesen Hörnern und beschütze sein Heim gegen Blitz und sonstiges Unheil, andere dagegen mehr aufgeklärte, — denn solche sind auch unter den Kaffern zu finden — erklären dieselben als einfache Ornamente, ohne jegliche höhere Kraft; wie überhaupt Kaffern, die viel mit Weißen verkehren, von all diesen heidnischen Sachen rein gar nichts glauben, ohne sich jedoch anderseits dem Christentume anzuschließen. Das sind die kaffrischen Freidenker.

Im Reiche des Negus in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage darauf starb unser Anführer Cadeira durch einen Sturz vom Pferde, das er allzu ungestüm getummelt hatte. Zu seinem Nachfolger wählten wir, namentlich dem Negus zuliebe, der es dringend wünschte, den schon vielfach erwähnten Mulatten Arias Diz. Er hatte bisher alle ihm übertragenen Geschäfte zu unserer Zufriedenheit erledigt und verfügte über bedeutende Sprachkenntnisse; daß er ein Verräter und charakterloser Schurke war, sollten wir erst später erfahren. Kaum war er zum Anführer der portugiesischen Truppen ernannt, so ließ mir der Negus melden, er wolle sich mehr ins Innere des Landes begeben; die Portugiesen sollten mit ihm gehen, ich aber möchte bei seiner Mutter zurückbleiben. Da ich seine Hintergedanken wohl merkte, gab ich ihm gar keine Antwort, willigte aber später doch ein, als er mir durch einen Hofbeamten melden ließ, er benötige die Portugiesen und ihren Anführer zu einem Handstreich, der zur größeren Ehre Gottes unternommen würde.

Der Negus und die meisten Portugiesen zogen fort; bei mir und der Königin-Mutter blieben sechs abessinische Hauptleute, 700 Reiter, 1000 mit Schilden bewaffnete Fußsoldaten, 500 Bogenschützen und 50 Mann mit Doppelhacken zurück, die sie mit bewunderungswerthem Geschick zu handhaben wußten. Mit diesen Truppen rückte ich bis zum Fuße des Gebirges vor auf dem sich der maurische Fürst Goronha befand und schlug mein Zelt so nahe als möglich dabei auf. Meine Leute erhoben ein Freudengeschrei, erfüllten die Luft mit dem Geschmetter der Trompeten, wie sie es in ihren Feldlagern zu tun gewohnt waren und riefen voll Begeisterung aus, sie seien bereit, für ihren Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, Blut und Leben zu lassen.

In dieser Kampfesstimmung drangen wir in das Gebirge ein und bemächtigten uns eines nahen Fleckens, dessen Einwohner geflohen waren. Wir fanden dort einige Lebensmittel, namentlich aber Töpfe mit Honigwein. Der Wein war vergiftet. Zwei unserer Leute, die unvorsichtig genug waren, davon zu trinken, starben eines jähen Todes. Wir zerschlugen deshalb die noch übrigen Töpfe und zogen uns zurück.

Ich sah, wir hatten es mit einem bösen heimtückischen Feind zu tun und schickte deshalb zwei Reiter an den Negus mit der Aufforderung, er möge schleunigst zu uns stoßen und noch vor der Annäherung Goronhas von diesem Orte Besitz ergreifen; der Negus wolle ich mich selbst bemächtigen, um den Feind zu verhindern, sich auf uns zu stürzen. Zugleich ließ ich dem Arias Diz sagen,

er solle mir unverweilt mit den Portugiesen zu Hilfe kommen, da die Mauren gegen uns im Anzuge seien.

Der Negus wollte anfangs nicht mitziehen; er fürchtete sich vor dem mohammedanischen Gegner. Erst als ihm Arias Diz vorstellte, wie wenig ehrenvoll es für ihn, den König, sei, die Portugiesen, die für ihn und sein Reich in den Tod gingen, im Stiche zu lassen, brach er auf und beide trafen am nächsten Tage frühzeitig in unserm Lager ein.

Da der vor uns liegende Berg von großer strategischer Bedeutung war, erklimmen wir ihn auf schmalen, schwierigen Pfaden und schlugen auf dessen Höhe in der Nähe des Klosters St. Paul unser Lager auf, worauf uns die Mönche in Prozession entgegenkamen und uns inzensierten. Alle unsere Krieger hielten, teils im Lager, teils in der Klosterkirche Bestunden, sangen Litaneien und bestürmten den Himmel um Sieg über die Mohammedaner. Diese lagerten unten in der Ebene und riefen uns höhnisch zu: „Noch ehe vier Tage vergehen, wird keiner von Euch mehr am Leben sein. Eure Fürsten, den Negus, wollen wir zum Eunuchen und Wächter im Serral des Königs von Zeila machen, euer Patriarch aber soll lebendig an einem Pfahle gespießt werden!“ — Der Negus hörte diese Drohungen mit Schrecken. Als aber vollends der Fürst Goronha im Lager der Mauren erschien, geriet er in solche Furcht, daß er unbedingt die Flucht ergriffen hätte, wäre er nicht durch meine Gegenwart und mein eindringliches Zureden davon abgehalten worden.

Nachdem unsere Krieger ausgeruht, ihren Mut durch Gebet und Gottvertrauen gestärkt und die nötigen Vorbereitungen zur Schlacht getroffen hatten, erteilte ich ihnen die Generalabsolution und den bischöflichen Segen. Darauf zog ich mit ihnen den Berg herab, während der Negus mit seinen Truppen auf einer Anhöhe, von wo er das feindliche Lager übersehen konnte, Halt machte, um den Ausgang des ersten Angriffes abzuwarten.

Auch der Feind rückte, als er uns vom Berg herabkommen sah, sofort entgegen. Goronha, vom Kopf bis zu den Füßen schwer bewaffnet und von zwei Türken begleitet, ritt auf einem weißen Streitrosse an der Spitze und machte, als er noch auf Schußweite von uns entfernt war, Halt, um sein Heer vollends in Schlachtordnung zu stellen. In diesem Augenblicke schlich sich ein gewisser Petro de Leon, ein ehemaliger Diener Don Christovams, ein sehr kleiner Mann, aber ein ganz vorzüglicher Schütze, der schon lange vor Begierde brannte, den Tod seines Herrn zu rächen, so dicht als möglich an ihn heran und traf ihn so gut, daß er sofort tot vom Pferde stürzte; die beiden Türken wurden ebenfalls durch ein paar wohlgezielte Schüsse niedergestreckt.

Als die Ungläubigen ihren König fallen sahen, gerieten sie in solche Verwirrung, daß viele von ihnen die Flucht ergriffen und die andern, die anfangs tapfern Widerstand leisteten, mit fortgerissen wurden.

Jetzt, da nichts mehr zu fürchten war, kam auch der Negus vom Berge herab. Die Mauren ließen ihr ganzes Lager im Stich, sodaß wir eine Menge von Lebensmitteln und viele Geschütze und sonstige Waffen erbeuteten. Die Säcke der Gefangenen waren mit Brot und gebratenen Hühnern gefüllt; auch fand man viel Geld bei ihnen, weil erst wenige Tage zuvor der Sold ausbezahlt worden war.

Der Negus war hocherfreut über den glänzenden Sieg, den uns Gott verliehen, und befahl, auf dem Schlachtfelde zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi ein Kloster zu bauen. Ich kam jedoch nicht umhin, einen

Vorgang zu erwähnen, der auf die Prahlucht und Lügenhaftigkeit dieses schwarzen Volkes ein grelles Licht wirft. Während des Getümmels, das durch den Tod Goronhas entstand, schnitt nämlich ein abessinischer Hauptmann dem Gefallenen den Kopf ab, brachte ihn dem Negus und gab sich für den Helden aus, der den gefürchteten feindlichen Anführer getötet habe. Der Negus, nicht wenig stolz darauf, daß einer seiner Leute eine solche Heldentat vollbracht habe, überschüttete den Hauptmann mit Gunstbezeugungen und ernannte ihn auf der Stelle zum obersten Befehlshaber in allen seinen Staaten.

Arias Diz, der sich gerade im Zelte des Negus befand und den wahren Hergang der Sache kannte, näherte sich dem Fürsten, nachdem die erste Aufregung vorüber war, und sagte: „Ich bitte Eure Herrlichkeit, gefälligst untersuchen zu lassen, wie viele Ohren der Kopf des Gefallenen hat.“ Als man auf dieses hin nur ein einziges Ohr fand, fuhr er fort: „Das fehlende Ohr ist im Besitze eines Mannes, der noch tapferer ist, als dieser; denn er hat den König getötet und ihm das Ohr abgeschnitten, während eure Leute noch ferne standen und sich besahnen, ob sie die Flucht ergreifen oder sich am Kampfe beteiligen sollten.“

Nun ließ er Petro de Leon herbeirufen, der gelassen das fehlende linke Ohr hervorzog und den Abessinier aufforderte, ihm die Waffe zu zeigen, womit er Goronha getötet habe und anzugeben, an welchem Körperteil sich die Wunde befände. Da dieser die Antwort schuldig blieb, untersuchte man den Leichnam und fand, daß die Wunde nur von einer Schießwaffe herrühren könne, die kein Abessinier zu handhaben wußte. Der Prahler fiel darauf in Ungnade und mußte sich sofort aus den Augen des erzürnten Negus entfernen.

Nach dem entscheidenden Siege über die Mauren am 10. Februar 1543 und dem Tode Goronhas, unseres gefährlichsten Gegners, blieben wir noch zwei Monate in der Nähe des Schlachtfeldes. In der Zwischenzeit schickte der Negus einen Boten an seine, etwa eine Tagereise von uns entfernte Mutter und ließ sie bitten, zu uns zu kommen, um sich mit uns über die Wendung der Dinge zu freuen und mir Glück zu wünschen, da der Sieg hauptsächlich durch die von mir getroffenen Anordnungen herbeigeführt worden sei. Als die Königin noch eine Meile vom Lager entfernt war, ritt ihr der Negus mit seinen Edelknechten entgegen, ohne mich davon zu benachrichtigen. Der Weg, auf dem sie kam, wurde einen Bogenschuß weit mit Seidenstoffen überspannt und mit kostbaren Teppichen belegt, und das Freudenfest, während dessen allen Anwesenden Speise und Trank im Ueberflusse gereicht wurde, dauerte eine volle Woche.

Die Königin besuchte mich sofort nach ihrer Ankunft in meinem Zelt und fragte mich besorgt, welches Leid sie mir angetan habe, daß ich, ihr geistlicher Vater, ihr nicht entgegengekommen sei. Ich erwiderte ruhig, die Schuld liege nicht an mir, sondern am Könige, der mir kein Wort von ihrer Ankunft gesagt habe.

Kurz darauf brach der Negus mit den Portugiesen und seinen eigenen Leuten auf, um die Provinzen zurückzuerobern, die in die Gewalt der Mauren gefallen waren. Zuerst ging es nach Schoa, einem großen und reichen Lande, dann nach Adal, dessen König ein Heer gesammelt hatte, um die Niederlage Goronhas zu rächen. Der Negus errang über beide Völker einen glorreichen Sieg, den er natürlich in erster Linie wieder den portugiesischen Hilfstruppen zu danken hatte. Der feindliche Fürst kam in der Schlacht um, und seine Gemahlin fiel

in die Hand des Regus, der sie, nachdem sie die christliche Religion angenommen hatte, unserm Anführer, Arias Diz, zum Weibe gab. Zugleich belehrte er ihn mit einigen Provinzen des großen, neueroberten Reiches Abäl.

Durch dieses Vorgehen gewann er den Arias Diz, der, wie gesagt, ein Halbweiber war und schon zuvor strotzt mit den Abessinern inpathisiert hatte, ganz und gar für sich. Da, es kam soweit, daß Arias Diz seinen katholischen Glauben abhiwor und sich von den Irrgläubigen neuerdings taufen ließ, wobei er den Namen Markus erhielt. Von all dem erfuhr ich jedoch lange Zeit nichts, denn ich hatte, dem Wunsche des Regus folgend, die letzten Kriegszüge nicht mitgemacht, sondern war bei der Königin-Mutter zurückgeblieben.

Nach der siegreichen Rückkehr des Regus hoffte ich, er werde aus Dank gegen Gott und aus Erkenntlichkeit gegen die Portugiesen, die ihm zu all seinen Siegen verholfen, sein öffentlich vor dem ganzen Volke gegebenes Versprechen halten, das heißt den katholischen Glauben annehmen und die Spendung der hl. Sacramente und der anderen gottesdienstlichen Handlungen allmählich den Vorschriften der römischen Kirche gemäß anordnen. Doch das gerade Gegenteil von all dem geschah. Der Regus, stolz auf seine Siege, begann mich offen zu ignorieren; und Arias Diz, der Anführer der portugiesischen Hilfstruppen, bekundete jeden Tag deutlicher, daß er sich nicht als einen Offizier des Königs von Portugal, sondern des Kaisers von Abessinien ansehe.

Als ich eines Tages den Regus besuchen wollte und eben vor dem königlichen Zelte vom Pferde gestiegen war, hörte ich, wie im Innern der Regus folgende Worte an Arias Diz richtete: „Markus, mein getreuer Feldherr, höre, es ist mein Wunsch, daß Ihr fortan in meinem Reiche nicht mehr die Fahne des Königs von Portugal führet; stellt sie also bei Seite und nehmet dafür meine Fahne, die abessinische!“ — Als Arias Diz doch etwas zögerte, diesen unerhörten Befehl auszuführen, befahl der Regus einem seiner Diener, die portugiesische Fahne fortzuschaffen. In diesem Augenblicke aber trat Jago de Brito, ein portugiesischer Edelmann, vor, ergriff die Fahne und verjagte dem Diener, der sie festhalten wollte, mit seinem Schwerte einen Hieb über den Kopf.

Unter solchen Umständen verging mir die Lust, das Zelt des Regus zu betreten. Ich lehrte entrüstet in meine Wohnung zurück und die Mehrzahl der portugiesischen Soldaten folgte mir. Nach einer Weile kam auch Arias Diz zu uns. „Mein Herr“, begann er, „ich begreife nicht, welchen Vorteil es uns bringen soll, dem Regus gegenüber eine so hochfahrende Sprache zu führen und ihn fortwährend zu reizen. Wir sind von unserer Heimat weit entfernt, er aber ist ein großer und mächtiger Herrscher, und wir sind ganz in seiner Hand.“

Das reizte nun die portugiesischen Edelleute, die den Arias Diz an sich als einen Mohrenbastarden verachteten, ungemein. Sie sagten ihm offen ins Gesicht, er sei ein Schurke, der an seinem Könige und der Krone von Portugal Verrat übe; einen solchen Menschen könnten und wollten sie fortan nicht mehr als ihren Führer und Feldherrn anerkennen.

Seine Entgegnung goß nur Öl ins Feuer, denn er bekannte nun offen, er sei kein Offizier des Königs von Portugal, sondern ein Diener und Feldherr des Kaisers von Aethiopien, des Regus. Den Namen eines Verräters weise er zurück; es sei nicht Verrat, sondern einfache Pflicht der Dankbarkeit, wenn er sich ohne Vorbehalt

an einen Fürsten anschließe, der ihm so viele und große Wohlthaten erwiesen und ihm sogar die Witwe des in der Schlacht gefallenen Königs von Abäl gegeben habe.

Zum Schluß ergriff ich selbst das Wort und sagte: „Arias Diz, ich habe von Euch bedenkliche Sachen erfahren; das Schlimmste davon aber ist dieses: Ihr habt den heiligen katholischen Glauben, dem Ihr in der hl. Taufe Treue geschworen, verleugnet. Ihr habt Euch nach Art der Keger von Alexandrien ein zweitesmal taufen lassen und heißet nun, wie ich soeben aus dem Munde des Regus persönlich vernommen, nicht mehr Arias, sondern Markus.“

Der Angeredete war keines Wortes fähig. Bläß wie der Tod enifernte er sich. Nur ein paar Portugiesen folgten ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Eine eifrige Ordensdandidatin im hohen Norden.

Bischof J. D. Fallize, apostol. Vikar von Norwegen, schreibt in den „Kathol. Missionen“: „Als ich vor zehn Jahren zu Hammerfest, der nördlichsten Stadt und Pfarrei der Welt, firmte, war unter den Firmilungen ein 16jähriges Mädchen, Tochter einer auf westentlegener Insel des Eismeres wohnenden braven, mit vielen Kindern gesegneten Konvertitenfamilie. Sie sah in ihrem schneeweißen Kleidchen aus wie ein Engel, dem nur die Flügel fehlten, um zum Himmel zu entweichen.“

„Gulda ist auch ein Engel an Tugend und Liebreiz“, jagte mir der Priester; „möge Gott sie in dieser verdorbenen Welt schützen!“

Nach dem Gottesdienst trat sie allein zu mir herein, kniete vor mir nieder und erhob ihre strahlenden Augen treuherzig zu mir empor: „Hochwürdigster Herr, ich möchte eine jener Sancti Franziskus-Schwestern werden, von denen Sie so schön geschrieben haben! Aber Mutter ist kränklich und schwach; sie sagt, sie könne ohne meine Hilfe meine jüngeren Geschwister nicht erziehen. Was soll ich tun?“

„Du sollst Schwester werden, Gulda“, antwortete ich; „aber du sollst auch das vierte Gebot Gottes halten. Pflege also deine kranke Mutter wie eine Barmherzige Schwester; sei deinem Vater eine liebe, hilfsreiche Tochter, sei deinen Geschwistern ein Schutzengel wie eine hingebende Schuttschwester und bleibe zugleich dem göttlichen Heilande eine reine Braut. Wenn dann dein Schwesterchen so alt geworden ist, wie du jetzt bist, dann ziehe mit dem Segen deiner Eltern ins Haus des göttlichen Bräutigams.“

„Hochwürdigster Vater, das werde ich tun?“ Geben Sie mir Ihren Segen dazu!“

Die Jahre vergingen. Bei jedem Besuche sagte mir der Priester, daß Gulda immer dieselbe reine, schlichte Gulda sei, die Freude Gottes und der Menschen.

Im letzten Juli wollte ich wieder in Hammerfest. Nach dem feierlichen Firmungsgottesdienste, in dem Gulda den hl. Heiland in ihr Herz empfangen, trat sie wieder zu mir herein. Aus dem zarten Kinde war eine stattliche, blühende Jungfrau geworden, rein und bescheiden wie vor zehn Jahren. Wieder kniete sie vor mir und blickte treuherzig zu mir auf.

„Nun ist Ragnhild 16 Jahre alt, und Vater und Mutter wollen meinem Glücke nicht mehr im Wege stehen und haben sich schon die Aussteuer und das Geld für die Reise vom Munde gespart. Hochwürdigster Va-

ter, wenn in diesen langen Jahren im Sommer die Mitternachtsonne die Glutten des Meeres und unsere Eisberge verklärte, dann glaubte ich ein Bild vom Heime des himmlischen Vaters zu schauen, und ich sehnte mich fast zu Tode. Und wenn im langen Winter die Wogen brausten und die Lawinen polterten und die Gletscher trachten und die Stürme in den Felsen und Klüften heulten, dann hörte ich durch dieses irdische Getöse die Stimme des Bräutigams: „Komm! Komm!“ — Kann ich nun nicht gehen, dann werde ich vor Sehnsucht sterben. Wollen Sie mich jetzt als die letzte von Ihren Töchtern annehmen?“

So wann hatte nie ein Mädchen zu mir gesprochen, wie diese schlichte Tochter des eisigen Nordens. Gerührt antwortete ich ihr: „So folge dem Rufe des Herrn! Mein väterlicher Segen begleitet dich. Ich werde dich unverweilt annehmen.“

Die reine Möve des Nordens ist nun nach dem Süden, nach Bergen, geflogen und bereitet sich auf die Hochzeit mit ihrem himmlischen Bräutigam vor. Der Geist Gottes weht, wo er will, im Reiche der Mitternachts-sonne, wie unter dem Sonnenbrande des Südens. Und wenn er weht, dann jubelt die Seele des Missionärs und vergißt allen Kummer.“

Rosenkranz-Generäle.

Als Prinz Eugenius von Savoyen, der edle Ritter und Schrecken der Türken, in seinem braunen Rock zuerst bei der Armee in Ungarn erschien und seine große Frömmigkeit bekannt wurde, da meinten die Soldaten spöttelnd: „Dieser kleine Kapuziner wird den Türken wenig Haare ausraufen.“ Bald aber zeigte er, was er konnte. Wenn er, die Kapuze seines Soldatenmantels über den Kopf gezogen, abends durch das Lager ging und in sich vertieft den Rosenkranz betete, so wußten die Soldaten schon, was das zu bedeuten hatte und sagten sich einander: „Morgen wird es wieder einen heißen Tag geben, unser kleiner Kapuziner betet den Rosenkranz!“ Das traf in der Regel ein, denn der berühmte Feldmarschall betete immer seinen Rosenkranz am Vorabend der Schlacht, um daraus Erleuchtung, Kraft und Mut zu schöpfen. Und seine Erfolge zeigten, daß der Rosenkranz ihn niemals feige gemacht hatte.

Von Tilly, dem großen katholischen Feldherrn des dreißigjährigen Krieges, dem Sieger in hundert Schlachten, wird berichtet, er habe sich von drei Dingen niemals trennen können und sei mit ihnen vereint durchs Leben gegangen. Diese drei Dinge waren sein Schwert, sein Kreuzfig und sein Rosenkranz. Und in der Tat, in der letzten Schlacht bei Rain in Bayern, wo er tödlich verwundet wurde, hatte er nicht bloß sein Schwert, sondern auch sein Kreuz und seinen Rosenkranz bei sich, wie der Dichter so schön berichtet:

„Und als zu Rain im Waffentanz
Die Kugel kam geflogen,
Da ist mit Kreuz und Rosenkranz
Der Held zu Gott gezogen.“

Zwei Dinge mochte er an keinem Tage unterlassen, den Rosenkranz zu beten, und wenn es ihm möglich war, die heilige Messe zu besuchen. Als Tilly eines Tages an den Grenzen Frankreichs stand mit seinem Heere, wurde der General von Grammont an ihn gesandt, um ihn zu begrüßen. Der Franzose hatte sich unter ihm einen riesenhaften Helben vorgestellt. Wie staunte er aber, als er an der Spitze der Armee ein hageres Männchen auf einem kleinen, weißen Rosse, in kurzem Wams,

ein kleines Hütchen mit großer Feder darauf erblickte, an einem Degengehänge jedoch ein ungeheures Schwert und an seinem Sattel ein kleines Pistol. „Ich glaube“, sprach Tilly zu dem etwas verduht dreinschauenden Marschall, „daß Ihnen meine Kleidung seltsam vorkommt. Freilich, nach der französischen Mode ist sie nicht, desto mehr aber nach der meinigen. Mein kleines Pferd wird nicht nach Ihrem Geschmack sein. Doch mögen Sie wissen, ich habe auf ihm schon sieben Schlachten gewonnen, ohne daß es ich geworden wäre. Und erst mein Pistol mag Ihnen gar nicht gefallen. Glücklicherweise hatte ich aber noch nicht nötig, danach zu greifen, außer um den Rosenkranz, der daran hängt, zu beten.“ Da ist es freilich nicht zu wundern, daß dieser Feldherr befahl, ihm in seiner Sterbestunde das Kreuzfig vor die Augen zu halten und ihm die Worte vorzusprechen: „Auf dich, o Herr, habe ich gehofft, und ich werde in Ewigkeit nicht zuschanden werden!“

Auch der Marschall Radetzky war ein Rosenkranz-General. Er hatte bekanntlich den Soldaten erlaubt, in seinem Park zu Mailand spazieren zu gehen. Eines Tages saß der ergraute Held auf einer Rajenbank, als einige Soldaten auf ihn zutamen. Er mochte aber nicht haben, daß die Soldaten auf ihn Rücksicht nähmen. Daher stand er auf und ging an einen andern Ort, damit die Soldaten nicht nötig hätten, an ihm vorbeizugehen und ihm die Ehrenbezeugungen zu machen. Plötzlich aber kehrt er zu der Rajenbank zurück und sieht und hört, wie die Soldaten sich einen Rosenkranz zeigen und darüber höhnisch lachen. Darum fragt er: „Geda, was lacht ihr denn?“ — „Ei, wir haben einen Rosenkranz da auf der Bank gefunden und möchten gern den kennen lernen, der den Rosenkranz betet!“ Das war dem alten Haiden aber doch zu viel. Daher sagte er: „Also, den Besitzer des Rosenkranzes wollt ihr kennen lernen? Her damit, — denn ich selbst habe ihn hier liegen lassen.“ Da verging den Soldaten freilich die Lust zum Lachen. Aber es wurde ihnen mit einem Male auch klar, warum ihr greiser Feldmarschall vor jeder Schlacht zum Gebet und Gottvertrauen mahnte.

Auch der gegenwärtige Weltkrieg hat in seinem bisherigen Verlaufe gezeigt, daß die betenden Generale noch nicht ausgestorben sind und das in einer Zeit, wo Professoren und Hochschullehrer sich erdreisten, von ihren Kathedern aus von dem „Bankrott des Christentums“ zu sprechen. Vize-Admiral Gipper, der Befehlshaber der Aufklärungsflotte und Mitflieger in der gewaltigen Seeschlacht am Skagerrak, ein geborener Oberbäher, schrieb an seine 81jährige Mutter in München, daß er jeden Tag zur Mutter Gottes bete. Nach einem glücklichen Vorstoß an die Küste von England schrieb er seiner Mutter: „Ich habe Gott und der Mutter Gottes auf den Knien für meine glückliche Rückkehr gedankt!“

Auch der tiefreligiöse Sinn unseres großen Heerführers Generalfeldmarschalls Hindenburg, ist bekannt. Bei einem Kriegsgottesdienst in Beuthen, dem er mit seinem Stabe beizuhnte, trat er am Schlusse des Gottesdienstes mit seinen Offizieren vor den Altar und betete laut um Kraft und Beistand für die vor ihm liegende große Aufgabe (Säuberung Ostpreußens) und ersuchte von Gott den Sieg über Deutschlands Feinde. „Man kann es an der Front merken, wenn die Gebete in der Heimat nachlassen!“ So heißt es in einem Briefe an seine Familie.

Wie herrlich ergänzen sich Gipper und Hindenburg, die so freimütig ihren Gottesglauben bekennen.

Der Rosenkranz in den Händen der alten Leute.

Der Bischof von Münster schrieb einmal am Schlusse seines Hirtenbriefes über die Kindererziehung: Ich möchte mich noch mit einem kurzen Wort an die alten, hochbetagten Hausgenossen wenden, an Großvater und Großmutter, oder bejahrte Verwandte, die in der Familie leben. Auch sie möchte ich aufbieten zum Schutze der Kleinen; auch sie müssen helfen, selbst wenn die Glieder sie nicht mehr tragen wollen, selbst wenn sie Lehnstuhl und Krankenbett nicht mehr verlassen können. „O, wie gern“, werden sie vielleicht sagen, „wie gern würden wir helfen. Aber wir sind ja zu nichts mehr nütze. Wir sind nur allen zur Last.“ Sprech nicht so, Ihr ehrwürdigen Veteranen aus dem Kriegsdienst dieses Lebens, in den Ihr eure jugendlichen Enkel eintreten seht. Eine mächtige Waffe ist trotz aller körperlichen Gebrechen Euch immer noch geblieben: Euer Rosenkranz, den nehmt Ihr doch mit hinein in die Krankenzstube, den nehmt Ihr mit aus Schmerzenslager. Immer noch könnt Ihr beten für eure Hausgenossen, ja jetzt erst recht beten, innig, andauernd, erfolgreich beten — und da wolltet Ihr Euch unnütz nennen? Hat denn Moses seinem Volke nicht genützt, als er fern vom Kampfgewühle, das da unten im Tale toste, auf steiler Bergeshöhe, die Arme zum Gebet erhob? (2. Mos. 17.) An sein Gebet war der Sieg derer geknüpft, die da unten kämpften. „Daß ich Priester geworden bin und Bischof“, hat einmal ein Kirchenfürst mir gesagt, „verdankte ich dem Rosenkranzgebet meiner Großmutter“. Darum nur getrost, Ihr lieben Alten, Kranken und Gebrechlichen! Wenn das Enkelkind morgens zum Gruß zu dir kommt, dann lege du, greise Großmutter, ergrauter Großvater, ihm segnend die Hand auf das jugendliche Haupt; und wenn tagsüber der fröhliche Schall seiner Stimme zu dir in deine stille Stube dringt, dann greise zum Rosenkranz und empfiehl die Unschuld dem Schutze der Gottesmutter. Der jüngste Tag, welcher alles offenbar macht, wird vielleicht zeigen, daß du mit deinem Gebete mehr getan hast, als die Kämpfer im Gewühl des Lebens, mehr als alle andern.

Das tut der liebe Gott.

Der edle Adolf Kolping, der Gründer der katholischen Gesellenvereine, hat einst sein Gottvertrauen in dem folgenden Spruch ausgedrückt:

Wir war's schon oft im Leben
Vor Sorgen bunt und kraus,
Ich sprach: „Was wird das geben?
Wer hilft dir da heraus?
Wer bringt dein Schifflein weiter,
Wer macht es wieder flott?“
Auf einmal sprach ich heiter:
„Das tut der liebe Gott!“

Die folgende Erzählung einer Witwe ist ein Beweis, wie wohlbegründet das Vertrauen auf Gottes Güte ist. Seit vier Jahren bin ich Witwe und verlor mit dem Tode meines Gatten den Ernährer der Familie. Oft schaute ich rat- und hilflos in eine dunkle Zukunft und empfand die drückende Lage doppelt für meine drei Kinder, von denen das Älteste elf Jahre zählte. Zu diesen Sorgen gesellte sich eine neue Prüfung. Ich fühlte nämlich seit Anfang dieses Jahres so heftige Schmerzen im Körper, daß ich ernstlich ans Sterben dachte. Ach, der Tod wäre bei meiner oftmaligen gänzlichen Mitleidigkeit ein Erlöser aus irdischem Jammer gewesen! Aber

meine armen Kinder! Was sollten die drei so gefühlvollen Waislein ohne ihre Mutter anfangen? In dieser dunklen Leidensnacht fing ich eine Novene zum göttlichen Herzen Jesu an, um Genesung von meiner Krankheit zu erlangen, und auch andere beteten mit mir. Zudem versprach ich dem göttlichen Herzen Jesu, jeden ersten Sonntag im Monat zur heiligen Kommunion zu gehen und mein achtfähriges Söhnlein machte das Versprechen, täglich die heilige Messe zu besuchen.

Das göttliche Herz Jesu hat geholfen. Die Schmerzen hörten bald auf und ich fühlte mich wieder ziemlich wohl. Und nicht nur diese Gnade hat mir das barmherzige Herz Jesu gewährt. Es gab mir auch eine noch viel wichtigere, nämlich ein großes Vertrauen auf seine Hilfe, so daß ich mit mehr Mut in die Zukunft schaute und mich kindlich der Vorkehrung überlasse, wie uns jener Kirchenvater lehrt: „Herr, mache mit mir, was du willst, denn ich weiß, daß du mich liebst!“ Allen Menschen auf dem Erdenkreise möchte ich zurufen: „Weht doch in euren Nöten zum liebevollsten Erlöserherzen! Ihr könnt sicher sein, dort stets das Herz eines mitleidigen, barmherzigen Trösters und Helfers zu finden!“

Die armen Seelen sind überaus treue und schnelle Helfer.

In der Stadt B. lebte ein junges Mädchen, Maria mit Namen. Sie war eine Näherin von Beruf und hegte eine große Liebe zu den armen Seelen, für die sie, einer löblichen Gewohnheit zufolge, jeden Monat eine hl. Messe lesen ließ.

Nun kam eine schwere Prüfung über sie. Sie fiel in eine schwere Krankheit, die sie beinahe ein volles Jahr ans Bett fesselte. Arzt, Pflege und Apotheke kosteten sie viel, ihre besten Kunden gingen verloren, und so kam es, daß ihr nach ihrer Genesung nicht anderes übrig blieb, als einen Dienst zu suchen. Doch wo sollte sie schnell etwas Passendes finden? Da mußte der liebe Gott helfen.

Sie ging daher zunächst zur Kirche, um dort eine hl. Messe zu hören. Auf dem Wege fiel es ihr ein, daß sie während ihrer Krankheit die fromme Übung unterlassen habe, allmonatlich für die armen Seelen eine hl. Messe lesen zu lassen. Konnte sie das Versäumte nachholen? Jetzt nicht; sie war ja gänzlich verarmt. Eine einzige Geldmünze war alles, was ihr von ihren früheren Ersparnissen geblieben war. Fand sich nicht ein Priester, der ihr dafür eine hl. Messe las? Vielleicht, aber dann stand sie völlig mittellos da, hatte nicht einmal mehr Brot für einen einzigen Tag. Sie ist schwach und kaum genesen und soll nun einen fremden Dienst, vielleicht mit schwerer, ungewohnter Arbeit antreten? Was tut's? Die armen Seelen leiden noch mehr. Nach kurzem, innerem Kampfe siegt die Liebe. Gott und die armen Seelen werden mir schon helfen, denkt sie, und geht in die Sakristei, wo sie einen findet, der eben bereit ist, an den Altar zu treten. Sie fragt ihn, ob er wohl geneigt wäre, nach ihrer Meinung die hl. Messe zu lesen. Er sagt zu und beginnt hierauf das hl. Opfer.

Maria wohnte mit vieler Andacht der hl. Messe bei, opferte sie für jene arme Seele auf, die der Erlösung am nächsten und würdigsten wäre und ging auch in der gleichen Meinung zur hl. Kommunion. Wie sie hierauf die Kirche verläßt, um schweren Herzens einen Dienst zu suchen, begegnet ihr auf der Straße ein junger Mann von edler Gestalt, der sie mit freundlichem Lächeln an-

redet: „Nicht wahr, Sie suchen eine Stelle als Dienstmädchen? Gehen Sie nur in jene Straße, Nummer 30 und 32, und Sie werden eine Frau finden, bei der Sie sofort unter günstigen Bedingungen eintreten können.“ Sprach's, und verlor sich rasch unter der Menge.

Maria war erstaunt; wie konnte doch der fremde Herr wissen, daß sie einen Dienst suche? Sie wollte wenigstens seinen Rat befolgen, näherte sich dem bezeichneten Hause und zog die Schelle. Eine sehr adreßbare Frau öffnete ihr selbst. Maria setzte den Zweck ihres Kommens auseinander. „Es ist wahr“, entgegnete die Dame, „ich suche ein Dienstmädchen; erst gestern Abend habe ich aus einem triftigen Grund mein früheres Dienstmädchen entlassen, habe jedoch darüber noch mit keinem Menschen gesprochen. Wie kommt es doch, daß Sie sich da heute schon bei mir melden? Ich war eben im Verriß, in dieser Angelegenheit auszugehen.“ Die Näherin erklärte kurz, ein junger, freundlicher Herr habe sie zu diesem Hause gewiesen.

Die Frau führte Maria in ihr Zimmer. Beim Eintritt fällt ihr Blick auf das Porträt eines jungen Mannes, das in Lebensgröße an der Wand hing. „Gnädige Frau“, ruft Maria erstaunt aus, „sehen Sie, das ist der gute Herr, der mich zu Ihnen gewiesen! Ich erkenne ihn genau wieder; er sagte mir, ich könne unter günstigen Bedingungen sofort hier eintreten.“

Bei diesen Worten erblähte die Dame und ließ sich dann unter Tränen auf einem Stuhle nieder. „Wie?“ begann sie nach einer Weile, „dieser junge Mann soll dich an meine Adresse gewiesen haben? Das ist ja das Bild meines Sohnes, den ich vor vier Jahren durch den Tod verloren habe!“

Die Näherin erkannte mit einem Schlage die wunderbare Güte Gottes und die Liebe und Dankbarkeit der armen Seelen. Auch ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie begann nun, der erstaunten Mutter mit kindlicher Offenheit zu erzählen, was ihr alles begegnet war. Sie sprach von ihrer langen, schweren Krankheit, von ihrer Liebe zu den armen Seelen und von der hl. Messe, die sie mit dem letzten Kusse ihrer früheren Erbsparnisse für jene arme Seele habe lesen lassen, welche der Erlösung am nächsten und würdigsten sei usw.

Die gute Mutter war bei dieser Erzählung in Tränen gebadet und warf sich zuletzt Maria mit dem Kusse in die Arme: „O du gutes Kind, dir verdanke ich die Erlösung meines Sohnes aus dem Fegfeuer. Er ist vor vier Jahren eines so schönen Todes gestorben, daß ich ihn schon längst im Himmel glaube. Doch Gottes Gerichte sind streng; ohne dich hätte er vielleicht noch lange leiden müssen. Jetzt aber ist er im Himmel und er hat dich zu mir geschickt. Ja, du sollst bei mir bleiben, aber nicht als Diensthote, sondern als mein vielgeliebtes Kind und meine treueste Freundin!“

Erbauliches aus der Kriegszeit.

Der „Korrespondenz des Priester-Gebetsvereins“ aus Wien entnehmen wir folgende Mitteilung:

Geldentod eines Priesters in der Heimat. Am 25. Januar d. J. ereignete sich auf der Strecke Regensburg-München nahe bei der Station Schleißheim, kurz vor München, ein schreckliches Eisenbahnunglück, indem im Schnellzug in einem Wagen 3. Klasse ein Ballon mit 30 Liter vulkanisierter Chloridwefelsäure (Schwefelsäure) explodierte und

sehten Wagen in Flammen setzte. Expositus Wilhelm Weber, Militärgeistlicher in Landshut (Niederbayern), der zunächst der Ausgangstüre sah, konnte sich brennend retten. Doch als er den Wagen verlassen hatte, wurde er auf die Hilferufe im Innern aufmerksam, wo Frauen und Männer mit dem Tode rangen. Da achtete er nicht mehr seines eigenen Lebens. Wiederholt bestieg er, wie Augenzeugen berichten, den Wagen, um den Sterbenden die Absolution zu erteilen und retten zu helfen. Selbst schon schwer verbrannt, hörte er noch den Hilferuf eines Landwehrmannes, der im Wagen sich mit seinem Gewehre verhängt hatte, so daß er nicht mehr von der Stelle konnte und in Flammen gehüllt jämmerlich schrie: „Am Gotteswillen, meine sieben Kinder!“ Da bestieg Weber noch einmal den glühenden von giftigen Rauchschwaden umhüllten Wagen und rettete den Mann. Dabei hatte er sich selbst schreckliche Brandwunden an Händen und Gesicht zugezogen und soviel Giftstoff eingeatmet, daß er schwerverletzt in die chirurgische Klinik nach München verbracht wurde. Dort starb er nach sieben Tagen qualvoller Leiden. Seine 78jährige Mutter stand an seinem Sterbelager. Gott erheben, mit dem Bewußtsein, seine Priesterpflicht bis zum letzten erfüllt zu haben, verschied er. Im Leben ein Mann von größter Gewissenhaftigkeit, beschloß er sein Leben mit einer Tat, die ihn als treuen Diener des göttlichen Menschenfreundes frönte.

Im stillen Friedhof.

Wenn ich im stillen Friedhof geh',
Wird mir so schwer zu Herzen,
Daß man die treu'ste Menschenbrust,
Die mitgetragen Leid und Lust,
So eilig kann verschmerzen.

Gras wächst darüber ach wie bald!
Das Grab wird selber heiter.
Wie wenn ein Blatt vom Wipfel fällt,
So geht ein Leben aus der Welt. —

O Menschenherz mit deinem Stolz!
Was flüstern die Cypressen?
Wir steh'n auf einem schmalen Raum,
Darunter liegt ein Herz so kaum,
So ist es schon vergessen.“

Für dich brauch' ich Himmelsseg'n. Das Leben des verewigten Vater Koth ist reich an interessanten Vorkommnissen mancher Art. Zur Zeit, als er flüchtig Tirol durchwanderte, nahm er eines Abends mit seinem Gefährten Herberge bei einem gar biederem Wirt daselbst. Sie verlangten mit Rücksicht auf ihre eingedampfte Börse ein ganz einfaches Abendessen. Der Wirt bringt schmunzelnd, was Küche und Keller nur zu bieten vermögen. „Meine lieben Herren, nur keine Sorgen, das kostet just so viel als Sie verlangen! Nur tüchtig zugegriffen!“ So beschwichtigte er seine beiden Gäste, die mit ängstlich fragendem Blicke seinem Gebahren zusahen. Am nächsten Morgen verließ er sie außer dem Frühstück noch mit einem Imbiß für den Weg; von Bezahlung jedoch wollte er nichts wissen. Vater Koth meinte zuletzt, etwas wenigstens solle er nehmen, er habe ja eine ganze Schar Kinder, für die könne er's jedenfalls brauchen. „Das ist's gerade“, entgegnete treuherzig der Wirt, „für die brauch' ich Himmelsseg'n, und den kann ich mir an Ihnen verdienen. Die schöne Gelegenheit, Gottes Seg'n zu erwerben, darf ich mir doch nicht entgehen lassen.“

Priestermangel.

Darüber hast du, lieber Leser, sicher schon ein Mitleid gehört. Aber hast du's auch zu Herzen genommen? Der Krieg hat die Konvikte und Seminare geleert, viele, die bald am Seelenheil der Menschen arbeiten sollten, sind verstümmelt und können nachher, wenn Friede geworden, nicht Priester werden. — Der Arbeit aber ist jetzt sehr viele und große, nachher wird die Arbeit in Gottes Weinberg, in der Kirche Gottes, zum Heile der Seelen, den wenigen Priestern über den Kopf wachsen. Da fragt man sich, wo das hinaus soll.

Und die Missionen! Ja auch, und ganz selbstverständlich, haben die Missionsanstalten ihre Zöglinge und Kandidaten des Priestertums zur Verteidigung des Vaterlandes hergegeben. Der Nachwuchs aber ist so gering.

Wenn jemals, dann jetzt ganz besonders, muß das katholische Volk zur Hilfe bereit sein. Und zwar soll man nicht nur beten, sondern es müssen Opfer gebracht werden. Ja, es gibt noch Jünglinge, die bereit sind, Priester oder Missionar zu werden. Es fehlen jedoch manchem die Mittel zum Studium. Und Knaben gibt es, die wohl den Drang in sich verspüren, sich dem schönsten aller Stände zu widmen, aber hoffnungslos läßt manchen der Kopf sinken und klagt: Meine Eltern sind zu arm!

Der Krieg hat viele Priesterkandidaten hinweggerafft, in andern aber ist im Felde der Mönch wach und reif geworden, nach Friedensschluß als Priester Gottes Seelenwunden zu heilen. Vor mir liegen einige Briefe aus dem Schützengraben von solchen. Man bittet um Rat und Hilfe.

Wie ist es bei dir, lieber Leser? Hast du gar nichts übrig für Knaben und Jünglinge, die ihrer Armut wegen gehindert sind, dem Priestertume zuzustreben? Ist es dir einerlei, wie es nach dem Kriege der Kirche Christi ergeht? Nicht wahr, du willst beten und opfern für das katholische Priestertum.

Ein afrikanischer Rechtspruch.

Parabel von Joh. Gottfr. Herder.

Alexander aus Mazedonien kam einst in eine entlegene goldreiche Provinz von Afrika. Die Einwohner gingen ihm entgegen und brachten ihm Schalen dar voll goldener Früchte. „Eßet ihr diese Früchte bei Euch?“ sprach Alexander; „ich bin nicht gekommen, eure Reichthümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen.“ Da führten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und sprach: „Ich kaufte, o König, von diesem Mann einen Saß voll Spreu und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold; und dieser Mann will es nicht wieder nehmen. Sprich zu ihm, o König, denn es ist das Seine.“

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: „Du fürchtest dich, etwas Unrechtes zu behalten, und ich sollte mich nicht fürchten, ein solches von dir zu nehmen? Ich habe dir den Saß verkauft nebst allem, was drinnen ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König!“

Der König fragte den ersten, ob er einen Sohn habe. Er antwortete: „Ja.“ Er fragte den andern, ob er eine Tochter habe, und er bekam „ja“ zur Antwort. „Wohlan! sprach der König, ihr seid beide rechtschaffene Leute; verheiratet eure Kinder untereinander und

gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitsgabe — das ist meine Entscheidung.“

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet“, sprach der König, „daß du also erstaunest?“ — „Mit nichts“, antwortete Alexander, „aber in unserem Lande würde man anders richten.“ — „Und wie denn?“ fragte der afrikanische König. „Beide Streitenden“, sprach Alexander, „verlören die Häupter, und der Schatz käme in die Hände des Königs.“ Der afrikanische Fürst entsetzte sich ob dieser Antwort. „Wie“, rief er aus, „läßt Gott in einem solch ungerechten Lande auch noch seine Sonne aufgehen?“ Als Alexander dies bejahte, fügte der Fürst bei: „Dann kann es nur der unschuldigen Tiere wegen geschehen, die bei euch wohnen.“

Eine wahrhaft christliche Mutter.

Ein ehrwürdiger Geistlicher erzählt: „Wir hatten eine sehr fromme Mutter, die uns den lieben Jesus besser kennen und lieben lehrte, als es der gelehrteste Professor hätte tun können. Ihre Liebe zu Gott und zu uns war unererschöpflich ersinderlich und doch so einfach! Kinder brauchen bekanntlich nicht zu fasten. Aber wenn wir eine Speise hatten, die wir besonders gern aßen, da bat sie: „Sieh, wie gern du das issest; o hör' jetzt Jesu zu lieb auf, bevor Du von diesem Dinge gesättigt bist, und schenk' es den Armen.“ — Oder wenn wir etwas nicht gern aßen: „Schön, der liebe Jesus hat am Kreuze keinen Tropfen Wasser bekommen; nur Essig und Galle wurde ihm gereicht. Wie solltest Du also, ihm zu Liebe, die Speise nicht essen können?“ Wenn wir des Morgens nicht hurtig aufstehen wollten, dann sprach sie: „Aber diese Faulheit wird den am Kreuze hangenden, und auch für Dich so unendlich viel leidenden Heilande recht wehe tun! Zeige ihm, daß Du ihn liebst, weil er Dich und uns Allen durch seinen Kreuzestod den Himmel wieder geöffnet hat, und stehe schnell auf!“ — Eben solche auf den leidenden Heiland hinweisende Worte hatte sie, wenn wir nicht gleich folgen wollten, oder uns solch ein kindliches Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen. Zeigten wir Hochmut und Unverträglichkeit, dann führte sie uns an das heilige Kreuz und sprach: „Siehst Du diese Nägel? Um den Hochmut und die Unverträglichkeit der Menschen zu büßen, wurde Jesus an Händen und Füßen mit ihnen durchbohrt; willst Du es vielleicht wieder tun?“ Aehnlich redete sie von allen übrigen Marterwerkzeugen. Ofters betete sie mit uns den heiligen Kreuzweg und erklärte uns mit einigen Worten die Bedeutung der einzelnen Stationen.“

„So senkte sie allmählich eine innige Liebe zu Gott in unser Herz hinein, und wir gewöhnten uns, bei all' unserem Tun und Lassen an Gott zu denken und uns zu sagen: „Wird es ihm gefallen?“

„Später aber, als die Mutter längst im Grabe ruhte, als die Versuchung in vielerlei Gestalt an uns herantrat, und wir oft nahe daran waren, ihr zu erliegen, da schien es uns, als ob gerade, wenn die Gefahr am größten, das mahnend bittende Auge der seligen Mutter auf uns gerichtet sei und wir hörten im Herzen die Worte widerhallen: „Du wirst doch das nicht tun!“ — Und diese Worte wurden uns zum rettenden Schutzgeist!“

Weine nicht!

O weine nicht! Ich bin dir nicht gestorben.
Ein ewig selig Leben ging mir auf.
O sah'st du ihn, den Kranz, den ich erworben,
Es hemmte gleich sich deiner Tränen Lauf.
Hier wohnt der Friede, leuchtet ew'ges Licht —
O weine nicht!

O weine nicht! Was sollt' ich länger wallen
Im dunklen Land, wo Tod und Sünd' mich schreckt?
Mir ist das Los, das herrlichste gefallen.
Mein Palmzweig grünt, mein Kleid ist unbefleckt.
Ich schau' in Wonne Gottes Angesicht —
O weine nicht!

O weine nicht! Sieh' wie die Jahre schwinden,
Auch dich trägt bald ein Engel zu mir her.
Du wirst mich strahlend unter Engeln finden
Und ewig kommt uns dann kein Sterben mehr.
Drum hebe fromm zum Herrn dein Angesicht —
O weine nicht!

Luisa Henjel.

Ihr Heiligen Gottes, bittet für uns!

„Selig seid ihr Heiligen Gottes alle, die ihr den himmlischen Heerscharen beigezählt wurdet und teilhaftig geworden seid der Gloria der Herrlichkeit! Wir bitten euch, daß ihr unser eingedenk seid und euch würdiget, für uns Fürsprache einzulegen bei dem Herrn, unserm Gott.“ So singt die Kirche am Allerheiligenseste.

Groß ist zu allen Zeiten das Vertrauen des christl. Volkes zu seinen Heiligen gewesen, zu diesen hellen Sternen, die die Kirche uns als Vorbilder für unser eigenes Tugendstreben an den christlichen Sternenhimmel hingeseht hat. Wir wissen wohl, daß die wahre Heiligenverehrung nicht allein darin besteht, sie um ihre Fürbitte bei Gott anzurufen, sondern vor allem auch in der Nachahmung ihres Tugendbeispiels, ihrer Gottes- und Nächstenliebe.

„Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen.“ Uns verbindet mit ihnen das geheimnisvolle Band der Liebe, die sie antreibt uns, ihren Brüdern und Schwestern im Erdental, in den geistigen und leiblichen Nöten zu helfen und uns auch hinzuführen zum gemeinsamen Vaterlande, dem Himmel.

Im folgenden sollen einige von den vielen eingelauften Gebetserhörungen veröffentlicht werden:

„Meine Nichte war schon mehrere Jahre als Missionschwester in Deutsch-Ostafrika tätig. Seit Ausbruch des Krieges fehlte mir jede Nachricht. In meiner Not hielt ich eine ständige Andacht zur Muttergottes, zum hl. Josef und zum hl. Judas Thaddäus mit der innigen Bitte, daß ich doch Nachricht bekäme oder daß sie ausgetauscht würde. Bald darauf erhielt ich von Genua aus eine Karte mit dem Inhalt, daß sie auf der Reise in die Heimat sei. Sie war in englischer Gefangenschaft und wurde jetzt ausgetauscht. Gott sei gedankt!“

„Ich war in einer großen zeitlichen Bedrängnis, da hörte ich von einer kath. Dame — ich selbst bin Protestantin — von dem Leben der frommen Schwester Theresia vom Kinde Jesu. Sogleich wandte ich mich an

die heilige Gottesmutter und an die fromme Schwester Theresia und versprach für den Fall der Erhörung Veröffentlichung derselben, wußte aber nicht, wohin ich mich wenden sollte. In 3 Tagen war die Angelegenheit geordnet und ich und mein lieber Gatte, der von meiner Bitte nichts wußte, waren von einer großen Sorge befreit. In den Ferien lernten wir auf dem spizen Berge „Maria Schnee“ ein kath. Ehepaar kennen und von denen sprach ich von meinem Versprechen, das ich nicht zu erfüllen wußte. Die beiden Leute nahmen mir Ihre liebe Missionszeitschrift und sandten mir auch einige Blätter zu. So komme ich nun mit der herzlichsten Bitte, die schnelle Hilfe im Vergeltungsmittel veröffentlichen zu wollen.“

„Unser Sohn ist im größten Kugelregen verschont geblieben. Er war der einzige seiner Kameraden, der zurückkehren konnte. Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Muttergottes vom guten Rat, dem hl. Antonius und allen lieben Heiligen viel tausendmal! Ich habe immerwährend zu diesen genannten Heiligen meine Zuflucht genommen und bin jederzeit erhört worden. Will jedem raten, zu den Heiligen seine Zuflucht zu nehmen und manchmal eine Gabe zur Taufe eines Heidenkinds zu geben; das rechnet der liebe Gott hoch an.“

„Ich wurde vor einiger Zeit schwer bestohlen. Mit meiner Familie hielt ich eine Novene zum hl. Josef und zum hl. Antonius und versprach, ein Heidenkind taufen zu lassen, wenn ich wenigstens etwas zurückerhalten würde. Nunmehr habe ich fast zwei Drittel der Sachen zurückbekommen und erfülle hiemit mein Versprechen.“

„In einer langwierigen Prozeßsache wurde ich zu Unrecht mit einer hohen Geldstrafe belegt. Ich legte Revision ein. Voll Vertrauen auf die mächtige Hilfe der allerheiligsten Jungfrau Maria, des heiligen Josef, des hl. Klemens Maria nahm ich meine Zuflucht zu genannten Heiligen. Ich wurde vollständig freigesprochen. Veröffentlichung war versprochen.“

„Durch eine behördliche Maßnahme war mein ganzer geschäftlicher Betrieb in Gefahr, still gelegt zu werden; das wäre von größtem Schaden für mich gewesen. In dieser Not nahmen wir unsere Zuflucht zur allerheiligsten Jungfrau Maria, zum hl. Josef und zum hl. Klemens mit dem Versprechen eines Missionsalmsens und der Gabe zur Taufe eines Heidenkinds auf den Namen Josef. Wir hielten auch eine Novene und am 9. Tage erhielten wir gute Nachricht. Die Gefahr ist vorläufig abgewendet.“

„Meine Tochter Hildegard hatte ihr Kopfsaar vollständig verloren. Trotz aller ärztlichen Hilfe war die Sache nach einem Jahre aussichtslos. Ich versprach nun Antoniusbrot für die Missionen und mein Vertrauen auf Gottes Hilfe hat sich schon gerechtfertigt. Hildegard hat ihre Haare jetzt schöner und voller wie ehedem.“

„2 Heidenkinder Georg und Veronika als Dank. Mein Sohn bekam plötzlich und fast täglich Krampfanfälle. Wir konnten uns die Ursache des Übels nicht erklären. In dieser Not wandte ich mich an den hl. Judas Thaddäus und versprach im Falle der Erhörung ein Heidenkind loszukaufen und Veröffentlichung. Nun erhielten wir die Nachricht, daß bei unserem Sohne — er studiert Theologie — die Anfälle plötzlich aufgehört haben und bis jetzt nicht mehr wiedergekommen sind. Auch in einem anderen Anlegen wurde mir durch die Fürbitte des genannten Heiligen geholfen.“

„Am 29. 6. 18 bekam ich die Nachricht, daß mein Mann nach Uebernahme einer Stellung nicht mehr zu-

Denkblatt

für unsere auf dem Felde der Ehre gefallenen Brüder und Missionszöglinge.
(Fortsetzung.)

rückgekehrt ist. Ich nahm meine Zuflucht zum Gebete und versprach für den Fall, daß ich von meinem Manne ein Lebenszeichen bekommen würde, ein Heidentind taufen zu lassen. Ich wurde erhört. Nach 3 Wochen erhielt ich von meinem Manne die Nachricht, daß er in französische Gefangenschaft geraten, aber gesund sei. Tausend Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der schmerzhaften Muttergottes, dem hl. Josef, dem hl. Antonius, der hl. Rita und seinem hl. Schutzengel. Zum Dank empfing ich nun die hl. Sakramente und will meinem Versprechen nachkommen."

"Wegen eines Rechenfehlers drohte mir ein beträchtlicher Verlust meines jährlichen Einkommens. Ich versprach die Taufe eines Heidentindes und Missionsalmojen. Die Sache klärte sich auf. Ich bekam wieder die gewöhnliche Summe und erhielt das zurückbehaltene Geld nachbezahlt." "In einem schweren Nervenleiden mußte ich mich schon zweimal längere Zeit in einer Nervenheilanstalt aufhalten. Durch die Fürbitte des hl. Josef wurde ich jedesmal gesund. Ich versprach täglich 3 Vaterunser für mein ganzes Leben zu beten. Aber mein Dank zum hl. Josef ließ nach. Jetzt nach 15 Jahren trat die Krankheit wieder auf und es sah recht schlimm aus. Da nahm ich meine Zuflucht zum hl. Josef und zur unbefleckten Empfängnis und versprach für den Fall der Erhörnung einen wertvollen Gegenstand zu verkaufen und den Erlös dem hl. Josef als Missionsalmojen zu schenken. Bis heute bin ich geistig ganz gesund. Tausend Dank!"

"Meine Schwester, die ein ziemlich großes Bauerngut besitzt, konnte zur Erntezeit keine Arbeiter bekommen. Ihr Mann kam einige Tage vorher ins Feld. Die jüngste Schwester, die ihre größte Stütze war, erkrankte schwer. In dieser Not wandten wir uns an den hl. Antonius und an die ärmste und verlassenste arme Seele im Heggauer und siehe, schon nach einigen Tagen bekam meine Schwester tüchtige Kräfte. Tausend Dank!"

"Ich war bereits 1½ Monate ohne Stellung. Da es mir hauptsächlich darum zu tun war, einen dauernden Posten zu erhalten und ich keine Aussicht hatte auf Erlangung eines solchen, wandte ich mich an den heiligen Josef und den hl. Antonius und versprach für den Fall meiner Erhörnung Veröffentlichung und ein Heidentind. Bin erhört worden. Habe einen Posten bekommen, mit dem ich in jeder Weise zufrieden sein kann. Herzlichen Dank den lieben Heiligen."

"Mein Mann war bei den Kämpfen in Rumänien und ich betete viel zum hl. Antonius, daß er wiederkehren möchte; für den Fall der Erhörnung versprach ich Antoniusbrot und Veröffentlichung. Und wirklich, mein Mann wurde leicht verwundet und kam in die Garnison. Aber ich hielt mein Versprechen nicht. Bald darauf kam mein Mann nach Frankreich und nun ist er schon seit 3 Monaten vermißt. All mein Bitten und Flehen blieb bis jetzt erfolglos. Darum erfülle ich heute mein Versprechen und sage dem hl. Antonius meinen Dank und Vertrauen, daß ich auch jetzt wieder Erhörnung finden werde."

"Unserem Sohne, der wieder ins Feld abrücken mußte, kam auf der Fahrt nach der Front sein Koffer abhanden und es bestand wenig Hoffnung, ihn wieder zu erhalten. Da wandten wir uns an den lieben hl. Antonius, den wir noch nie vergebens um Hilfe angefleht hatten, und siehe, kaum waren einige Tage nach Abschluß der Novene verflossen, da schrieb unser Sohn, der Koffer hätte sich gefunden, nachdem er bereits 7 Wochen vermißt wurde. Dessenfalls herzlicher Dank!"

Josef Füracker, geboren am 17. Dezember 1894 zu Kirchenwinn in Bayern, war der älteste unter drei Brüdern und mußte schon frühzeitig bei den landwirtschaftlichen Arbeiten mithelfen. Aus der Werktagsschule entlassen, trat er bei einem Nachbarn in Dienst; die Abende und freien Stunden am Sonntag Nachmittag brachte er nach wie vor im elterlichen Hause zu. Lärmende Gesellschaften liebte er nicht, dagegen war es seine Freude, erbauende Bücher und Missionschriften zu lesen, unter welchen er das Vergnügen und den Mariannhiller Kalender besonders lieb gewann. So erwachte in seiner Seele allmählich der Missionsberuf, zumal der eigene Vater wiederholt die Bemerkung fallen ließ, es würde ihn freuen, wenn eines seiner Kinder sich persönlich dem Missionswerk weihen würde.

Gegen Ende des Jahres 1913 — Josef hatte inzwischen das 19. Lebensjahr vollendet — bat er seinen Vater, er möchte sich für ihn bezüglich der Aufnahme ins Kloster an das Mariannhiller Missionshaus Sankt Paul in Holland wenden, was auch der Vater, nachdem er sich von der Echtheit des Berufes seines Sohnes überzeugt hatte, mit Freuden tat. Der Superior von St. Paul forderte zunächst die nötigen Schriftstücke ein, und da diese überaus günstig lauteten, erfolgte bald eine zusage Antwort. Der junge Bittsteller war überglücklich und wäre am liebsten sofort nach dem Ziele seiner Wünsche geeilt, doch er mußte noch ein paar Monate warten, denn im März 1914 stand für ihn die erste Musterung beim Militär-Kommando bevor. Er wurde als tauglich befunden und zunächst dem 1. Infanterie-Regiment zugewiesen.

Wir lebten damals noch in vollem Frieden, und da bis zur Generalmusterung und zum Stellungstermin in der Kaiserne noch mehrere Monate lagen, glaubte unser Postulant ruhig nach St. Paul gehen zu können, um dort das Ordensleben aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Tatsächlich reiste er am Weizen Sonntag, den 19. April 1914 nach St. Paul ab. Bis Nürnberg gab ihm sein Vater das Geleite. Hier stellte ihnen ein Herr, den sie wegen der Reiseroute um Rat fragten, vor, was es Bedenkliches sei, daß ein so junger, unerfahrener Mann allein eine so weite Reise unternähme, in Holland werde er keinen Menschen verstehen usw. Doch unser wackerer Josef ließ sich dadurch nicht irre machen; auf Gott und den Schutz seines hl. Namenspatrones vertrauend, fuhr er ab, übernachtete am ersten Tag bei unseren Brüdern in Würzburg, am zweiten Tag in Köln und kam am dritten glücklich in Sankt Paul an, von wo aus er seinen lieben Angehörigen in Bälde die tröstlichsten Briefe schreiben konnte. Tatsächlich fühlte er sich bei uns vom ersten Tage an wie zu Hause; alles gefiel ihm und er hatte nur den einen Wunsch, immer hier bleiben zu dürfen.

Doch schon Ende Juni 1914 mußte er in die Heimat zurück zur Generalmusterung. Diesmal wurde er der Artillerie zugeteilt. Der Vater war um jene Zeit mit dem Fällen einer Waldparzelle beschäftigt, hatte also eine Menge Arbeit, und da es ihm an Gehilfen gebrach, stellte er in Verein mit der Mutter das dringende Ansuchen an seinen Sohn, bis zur Einberufung in die Kaiserne daheim zu bleiben und ihm zu helfen. Die Arbeit

scheute unjer braver Postulant nicht und unter anderen Umständen wäre es ihm eine wahre Freude gewesen, den Eltern bei der vielen Arbeit helfen zu können, jetzt aber war der Zug zum stillen, friedlichen Klosterleben so stark, daß ihn ein wahres Heimweh darnach erfaßte. Die Eltern merkten es und nahmen daher ihre Bitte zurück. Im gleichen Augenblick kehrte im Herzen des Sohnes die Fröhlichkeit wieder ein; sofort packte er seine Sachen zusammen und reiste wieder nach seinem lieben St. Paul zurück. Der klösterliche Beruf, die vielen heiligen Messen und die tägliche Kommunion, die er dort fand, gingen ihm über alles.

Leider sollte seine Freude nicht lange dauern. Schon Ende Juli kam die Mobilmachung und anfangs August eilte aus Sankt Paul eine ganze Schar entschlossener Vaterlandsverteidiger in die Heimat zurück. Josef Füracker schloß sich ihnen an, denn er glaubte, sich sofort bei seinem Regimente stellen zu müssen, obgleich er bisher noch nicht gedient hatte. Tatsächlich erfolgte jedoch seine Einberufung erst am 1. Oktober 1914; in der Zwischenzeit half er seinen Eltern in der Landwirtschaft.



† **Josef Füracker**
gest. in französisch. Ge-
fangenschaft zu Raon.

Die Ausbildungszeit war verhältnismäßig kurz. Als Mitte Januar 1915 eine Truppe seines Regimentes an die Front abging, meldete er sich freiwillig dazu. Zum Abschied sandte er seinen Eltern und Geschwistern einen recht schönen Brief, der von vielen in seiner Heimatgemeinde mit Mühe gelesen wurde. „Endlich“, so schrieb er darin, „ist die heißersehnte Stunde gekommen, wo ich, wie so viele meiner Kameraden, ins Feld ziehen darf, um zu kämpfen für König und Vaterland. Ich fürchte den Krieg nicht, das könnt Ihr daraus ersehen, daß ich mich freiwillig zum Abmarsch gemeldet habe. Liebe Eltern, macht Euch meiner wegen keine Sorge! Sollte es der Wille Gottes sein, daß ich sterbe fürs Vaterland, so wollen wir dieses Opfer gerne bringen. Ich bin jederzeit zum Sterben bereit, denn der Tod fürs Vaterland ist ein schöner Tod“. . . . Nun dankt er seinen Eltern in kindlicher Liebe für alles empfangene Gute, bittet sie um Verzeihung, wenn er sie je betrübt haben sollte und gibt zum Schluß seinen Geschwistern recht schöne und gute Ermahnungen. Der Schluß des Briefes lautet: „Betet für mich, daß ich meinem Fahnenfeld treu bleibe und daß mir der liebe Gott beistehe in allen Gefahren des Leibes und der Seele. Sollten wir uns auf dieser Welt nicht mehr sehen, so bedenket, es gibt einen Gott, eine Ewigkeit und einen Himmel. Dort oben gibt es weder Schmerz, nochummer, noch Tränen, wohl aber ein Wiedersehen in ewiger Freude und Glückseligkeit.“

Sein Regiment stand meist in den Vogesen. Wie im elterlichen Hause und im Kloster, so tat Füracker auch

beim Militär und im Krieg getreu seine Pflicht. Von Natur still und schweigsam, lebte er mit seinen Kameraden in schönstem Frieden; nur wenn einer in der Kompanie es wagte, in seiner Nähe zu fluchen, verwies er es ihm mit Mut und Entschiedenheit. Alle liebten und achteten ihn. Im Essen, wie in allem, war er äußerst anspruchslos, dagegen willig zu jeder Arbeit, auch zu solchen, welche viele andere scheuten. Zu den hl. Sakramenten ging er, so oft er nur eine Gelegenheit dazu hatte. Er war in seinem ganzen Wesen tiefreligiös. Dazu wählte er zu seinen kurzen Mitteilungen in die Heimat mit Vorliebe Karten mit religiösen Darstellungen, z. B. das bekannte Bild mit dem Kreuzkriste, das mitten im Trommelfeuer unverfehrt geblieben war. Mit seiner Löhnung ging er ungemein sparsam um. Während der 15 Monate, die er im Felde stand, schickte er seinen Eltern 245 Mark; er bat, man möchte das Geld zu frommen Zwecken, heiligen Messen und zum Loskauf von Geiselnindern verwenden. Er selbst schickte an unsere Vertretung in Würzburg den Betrag zur Taufe eines Geiselnindes ein, was seine Eltern erst nach seinem Tode erfuhren. Wenn ihm seine Angehörigen Pakete ins Feld zusandten, schrieb er wiederholt zurück, sie möchten damit sparsam sein, für ihn sei schon gesorgt, während in der Heimat sicherlich Mangel herrsche.

Am 26. April 1916 wurde er plötzlich als vermißt gemeldet. Lange blieben alle Nachforschungen, die man durchs Rote Kreuz über ihn anstellte, erfolglos. Fünf Monate später, am 20. September, wurde sein jüngerer Bruder in den Niesenkämpfen an der Somme schwer verwundet und kam nach Würzburg ins Lazarett, wo er am 16. November 1916 starb. Um dieselbe Zeit traf ein Bericht aus Standesamt ein, Josef Füracker sei am 2. Mai 1916 in französischer Gefangenschaft zu Raon, L. Etappe, gestorben.

Einer seiner Kameraden berichtete gelegentlich eines Urlaubes noch Folgendes: „Am 26. April 1916 unternahm ein Leutnant mit 25 Mann, meist Freiwilligen, darunter auch unseren Josef Füracker, einen Vorstoß gegen einen französischen Schützengraben. Doch der Feind war stark und verfügte über eine beträchtliche Zahl von Maschinengewehren. Das kleine Häuflein tapferer Bayern mußte vor der Uebermacht weichen; von den 25 jungen Kriegern blieben 9 auf dem Platze, darunter auch unser Josef. Wohl wurde später nach den zurückgebliebenen Kameraden eifrig gesucht, aber es fand sich kein Mann mehr vor. Die Franzosen hatten offenbar alle, Verwundete wie Tote, in ihren Schützengraben geschleppt.“

Dies die wenigen Nachrichten, die wir über sein Lebensende erhalten konnten. Die Leiche seines im Lazarett zu Würzburg gestorbenen Bruders Johann wurde in die Heimat nach Kirchewinn gebracht. Dort läutete am gleichen Tage die Sterbeglocke für beide im Felde gefallenen Krieger und fanden auch für beide zu gleicher Zeit die Leichenfeierlichkeiten statt. Ihr Andenken bleibt in Ehren.

Thomas Larter wurde geboren am 29. Dezember 1887 als der älteste Sohn einer braven christlichen Familie zu Duppach (Rheinland) und machte schon in der Elementarklasse seinen Eltern und Lehrern durch Fleiß und sittsames Betragen viel Freude. Als schönstes Ideal stand ihm von den Tagen der Kindheit an der priesterliche Beruf vor Augen, doch leider fehlten ihm zum Studieren die nötigen Mittel; die Vermögensverhältnisse der Eltern waren bescheiden und die Zahl der Kinder groß. So blieb er denn nach Ent-

lassung aus der Volksschule zu Hause, als Stütze seiner Eltern und Geschwister.

Von Natur heiter und gesellig, bescheiden und friedfertig, war er bei allen, die ihn kannten, ungemein beliebt. Mit 18 Jahren äußerte er dem Vater gegenüber zum erstenmale Klostergedanken, doch zur Ausführung des Planes kam es damals noch nicht. Dagegen stellte er sich mit 19 Jahren freiwillig beim Militär. Im zweiten Dienstjahre wurde er Burische beim Hauptmann



† Thomas Tarter
gefallen am 22. August 1917.

seines Regiments. An Prüfungen mancherlei Art und an Gelegenheit, die trügerische Welt kennen zu lernen, fehlte es während seiner Militärzeit nicht, doch hatte er im zweiten Dienstjahre fast täglich Gelegenheit, der hl. Messe beizuwohnen und wiederholt zu kommunizieren. Dies gab ihm einen großen sittlichen Halt und so blieb er auch als Soldat seinem Glauben und seinen christlichen Grundsätzen treu und kam als braver, sittenreiner Jüngling ins elterliche Haus zurück.

Stärker denn zuvor erwachte in ihm der Drang zum Kloster. Der Vater willigte ein, und so meldete sich Thomas Tarter am 31. Januar 1914 als Postulant in unserm Missionshause Sankt Paul, wo er sich, wie alle jungen Leute von echtem Berufe, sofort heimisch fühlte und mit Eifer und Treue seinen religiösen Verpflichtungen nachkam. Alles wäre so schön gewesen, das klösterliche Leben gefiel ihm, die Mitbrüder liebten, die Obern

schätzten ihn, — da kam der große Krieg. Am 4. August 1914 verließ er, wie so viele seiner Kameraden, das so lieb gewonnene Missionshaus Sankt Paul, um als braver Soldat seine Pflicht zu tun.

Anfangs stand er bei seinem Regimente in Trier, wo er am 14. September zum Gefreiten befördert wurde. Am 10. Oktober ging er an die Front nach Belgien. Hier kämpfte er bei Robeck und stritt am 20. Oktober in der blutigen Schlacht bei Passendale, wo ihm eine Kugel sein Gewehr zerstücktete. Tags darauf ging ihm ein Geschöß durchs Kochgeschirr, blieb aber im Tornister stecken. In beiden Fällen ist er durch besonderen Schutz heil und unverletzt geblieben.

Es folgten noch viele schwere Kämpfe; jedesmal war er dabei, den Verwundeten und Sterbenden ein wahrer Schutzengel. Mitten im Regengießen half er den Verletzten die blutenden Wunden stillen und stand manchem Sterbenden bis zum letzten Atemzuge bei. Zur Anerkennung für sein ebenso mutiges, wie liebevolles Verhalten wurde er zum Unteroffizier ernannt und am 11. November 1914 mit dem Eis. Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet.

Am folgenden Tag, Donnerstag den 12. November, wurde er durch einen Knieeschuß verwundet und kam ins Lazarett nach Rohrwinkel, wo er bis zum 19. Januar 1915 verblieb.

Nach seiner Genesung wurde er in Neuwied mit der Ausbildung von Rekruten betraut. Auch hier war er sofort bei jung und alt beliebt. Was andere durch hitziges Draufgehen und übermäßige Strenge nicht zu erreichen vermochten, erzielte er in kürzester Frist durch Güte. Alle, auch seine Vorgesetzten, liebten und achteten ihn.

Am Karfreitag gab es für ihn eine kleine Überraschung. Er hatte eben seine Mannschaft zum Gottesdienste geführt und wie er nun die Kirche verließ, traf er da einen Bekannten von St. Paul, den Missionszögling Jakob Fetter. Die Freude des Wiedersehens war groß; da dessen Mutter gerade ein Zimmer frei hatte, nahm er gleich dort Quartier und so verlebten sie noch manch gemütliche Stunde miteinander.

Im Januar 1916 mußte er wieder ins Feld, doch durfte er bis März in seiner alten Eigenschaft im Rekrutendepot bleiben. Dann folgten viele und schwere Kampftage in Flandern und der Champagne. Ende September 1916 kam er zum letztenmal auf Urlaub in die Heimat. Als er neuerdings an die Front ging, verabschiedete er sich mit den Worten: „Wie Gott will, so geschehe es! Auf ihn wollen wir all unser Vertrauen setzen!“ Auch in seinen Briefen wies er beständig auf die göttliche Vorsehung hin; oft und oft wiederholte er seinen Lieblingsvers: „Vertrau auf Gott und laß ihn walten, er wird dich wunderbar erhalten!“

Nach wie vor stand er wiederholt in schweren Kämpfen, namentlich an der Front in Flandern. In der Nacht vom 21. auf den 22. August 1917 beteiligte er sich an einem gefährlichen Patrouillengang, von dem er nicht mehr zurückkehren sollte. Seine Kameraden sahen, wie er schwer getroffen niedersank, konnten ihn aber wegen des starken feindlichen Feuers nicht mitnehmen. Seitdem gilt er als vermißt. Wir rechnen ihn zu den auf dem Felde der Ehre Gefallenen, denn außerdem hätte er während der langen Zeit schon sicherlich ein Lebenszeichen gegeben. Wie Gott gewollt, so ist's geschehen. Möge ihm der Herr nun den vollen Lohn ausbezahlen für alles, was er hienieden in seinem Dienste getan und gelitten hat!

Briefkasten.

An mehrere Beförderer: Ihre Reklamation kommt zu früh. Es wird Ihnen stets die volle Anzahl Vergeltmeinnicht zugesandt; aber um Porto zu ersparen, geht die Sendung — da das Vergeltmeinnicht bald leichter, bald schwerer ist und dabei auch auf die Anzahl der zu sendenden Vergeltmeinnicht Rücksicht genommen werden muß — vielfach in geteilten Paketen an Sie ab, also z. B. statt 7 Exemplare 5 und 2, statt 12 Exemplare 11 und 1, statt 13 Exemplare 12 und 1 usw. Wenn also in Zukunft die gewünschte Sendung nicht gleich auf einmal ankommt, dann wollen Sie erst noch einige Tage (4–5) warten und dann erst, wenn bis dahin die noch rückständigen Exemplare noch nicht eingetroffen sind, reklamieren.

Gilching: Betrag erhalten. G. B. 70 Mk. für 3 Heidenkinder dtd. erhalten. J. B. 500 Mk. nach Angabe erhalten. Vergelt's Gott! Bagendorf: 100 Mk. für 1 Hdb. Andreas und Almosen erh. Verg. Gott! Burmannsquid: Antoniusbrot 5 Mk. Alm. 5 Mk. 40 J. dtd. erhalten. Rohrbach: 122 Mk. 50 Pfg. v. Fr. M. Sch. erhalten und wird nach Wunsch besorgt! Tingen: 25 Mk. für 1 Hdb. dtd. erhalten. Amberg: Dank dem hl. Antonius (5 Mk.). Nordheim a. M.: Betrag für 1 Hdb. Marta in besonderem Anliegen. J. Sch. in Str. 21 Mk. für 1 Hdb. und 20 Mk. Alm. zu Ehren der Muttergottes für erl. Hilfe dtd. erh. D. B.: 100 Mk. dtd. erh. M. D.: 20 Mk. zu angegebenen Zweck erh. Mittelstetten: Betrag dtd. erhalten. Röhrenbach: 21 Mk. für 1 Hdb. als Dank für den Schutz Gottes an der Front. E. G. in B.: 10 Mk. Alm. betreff Urlaubverlängerung. L. K. 42 Mk. für 2 Heidenkinder M. Kath. und Josef Anton für Erhöhung. M. B. Tatzolden: Betrag für 2 Hdb. um glückliche Rückkehr aus der Gefangenschaft. Elmosen: Betrag für 1 Hdb. um glückliche Rückkehr. B.: 25 Mk. für 1 Heidenkind als Dank für mehrfache Hilfe. Nordheim: 30 Mk. für Erhaltung eines wertvollen Pferdes. Vieberehren: 25 Mk. Antoniusbrot für Erhöhung in Krankheit. Eifershausen: Betrag für 1 Heidenkind Rudolf für Hilfe bei schwerer Verwundung. Heidenheim: 15 Mk. Alm. dtd. erhalten. R. S. in B.: 22 Mk. für 1 Hdb. Anton Josef und 10 Mk. Antoniusbrot dtd. erh. M. S. i. G.: Betrag für 1 Hdb. für Erhöhung. Gerhard: 50 Mk. für 2 Hdb. und 10 Mk. Antoniusbrot dtd. erhalten. Geisenfeld: Betrag für 1 Hdb. und 1 hl. Messe um glückliche Heimkehr. Eisental: Bei den Kapuzinern in Mötting, Oberbayern.

Heidenkinder, Antoniusbrot, Messstipendien, Missionsalmosen sind eingegangen vielfach als Dank für erlangte Erhöhung, teils als Bitte:

Nürnberg, Gunglheim, Behrosbach, Mitterteich, Fretchem, Schmachtenberg (2 Hdb.), Theilheim (Maria Antonia), Tettanang (Maria Josef), Vogesen, Greinhof, Sprottau, M. B. Schirotau, Fr. R. Breslau (Maria Rosalia), S. Krappitz, Patzschkau (Alfons), Dettingen; Ettendorf, Schönanger, B. S. Jphofen, Jergze (5 Mk.), München, Lauchheim, Altenried, Strakburg (2 Hdb.), Burgstall, Herberdingen, Lühweiler B. B., Kresfeld J. M. (5 Hdb.), Würfel, Koblenz (Jakob), Bisingen (Alara), Oberrechtenbach (15 Mk.), E. R. Regensburg. Sr. Th. (5 Mk.), N. N. (Almosen); S. A. 13. 12 Mk. erhalten. Es ist uns sehr lieb, wenn Sie die Sache übernehmen wollen. Für Ihre Mühe Dank und Vergelt's Gott! R. S. (6 Mk.), E. B. (5 Mk.), W. (Hdb. Elisabeth), B. D. (Hdb.), Ung. 50 Mk.), N. N. (59 Mk.). Für alle empfangenen Gaben ein herzliches Vergelt's Gott.

Dankfagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Anliegen wurden uns zugesandt aus: Unterwittighausen, Enshausen, Schönbach, Rodenhäuser, Niederorshel, Lichtkirchen, Roth, Jorchheim, Ettendorf, Jüssen, Pfaffenkirchen, Margertshausen, Burgen, Kronau, Dietmannsried, Heggan, Ohrenbach, Burgstall, Durbach, Ehenrieth, Casel, Mannheim, Dobrigau, Neufach, Kemplich, Deutwang, Unterföhring, Anzell, Kärlich, Landstuhl, Bodenmais, Burgen, Burgjinn, Simmerberg, Lauf, Eibelsstadt, Horb, Mugsburg, Münchhausen, Lichtenfels, Odenheim, Oberottmarshausen, Ettersdorf, Unterhausen, Mothen, Holzkirchen, Bergheinfeld, Siederode, Frankenhofen, Scheidegg, Stähling, Urloffen, Bissenhofen, Würfel, Münster, Neuk, Beled, Hergarten, Ochtrup, Lipp, Münster, Hundheim, Sögel, Eisdorf, Haste, Brand, Saarlouis II, Gressenich, Obermaubach, Herrenjohr, Altenhochum, Hoven, Kemich, Polch, Düren b. Ntersdorf, Bettenburg, Buer, Linz a. Rh., Güls, Essen, Hoven, Eiderscheid, Epe, Lommerjum, Gelsenkirchen, Dittlos, Bergheim, Meckern, Aachen, Herne, Dill-Obercassel, Warendorf, Montabaur, Heusweiler, Hirtel, Essen, Detschen, Gladbach,

Gott, der Allerheiligsten Jungfrau Maria, dem hl. Josef und allen lieben Heiligen wird Dank gesagt für Hilfe in einer anstehenden Krankheit, für Hilfe in einer Militärangelegenheit, für Genesung eines kranken Kindes, für glückliche Geburt, für Heilung von einem langjährigen Magenleiden und Erhöhung in schwerer Krankheit, für Rettung eines schwerkranken Pferdes, für wiedergefundenes Geld, für schnelle Besserung und Heilung in einer gefährlichen Nierenentzündung nach Beginn einer Nephrose, für zweimalige Hilfe bei einer schweren Knieverletzung, für auffallend schnelle Genesung eines alten Vaters, der hoffnungslos an Lungenentzündung darniederlag, für glücklichen Verlauf einer Operation für Gewinnung eines hoffnungslosen Prozesses, für Erleichterung in einem Seelenleiden, für glücklichen Verlauf einer Magenoperation, für wiedererlangtes Augenlicht, für eine 3mal. immer glückl. verlaufene Augenoperation, für glückl. Rückkehr a. d. Felde, für Genesung von einer Blutvergiftung, für Erlang. einer gut. Stellung, wo auch die Erfüllung der religiösen Pflichten möglich ist, für unerwartete Hilfe in einem besonderen Kriegsangelegen, für Errettung aus einer schweren Verleumdung, die den Verlust der Stellung mit sich gebracht hätte, für schnelle Hilfe bei einem entstehenden Gesichtsausbruch, für glückl. überstandene Halsoperation, für glückliche Errettung eines Sohnes im Felde vom Tode durch Verschüttung, für Wiedererlangung eines wertvollen Gegenstandes gerade am 9. Tage der gehaltenen Nephrose, für augenscheinlichen Schutz in Kriegsgefahr, für Hilfe in einem Kriegsangelegen, für Wiederfindung verlorener Wertpapiere, für Heilung von einem schweren Unterleibsleiden, für Befreiung von einem Seelenleiden und Erhöhung in verschiedenen Anliegen, für Wiederfindung einer verlorenen Geldbörse und zweimal verlorener Schlüssel, für Hilfe in großer Gefahr im feindlichen Feuer, für Hilfe in schwerem Leiden, für Wiedererlangung eines Paketes, für Erhöhung und Heilung eines kranken Beines, für glückliche Heilung und Heilung eines kranken Knaben, für glückliche Erhaltung dreier Söhne im Felde, für gutes Schuljahr und gut bestandenen Examen, für wiedergefundene Sachen, für erlangte Hilfe, für Wiedergenesung, für wunderbare Erhöhung in einem schweren Anliegen, für glückliche Nachricht über das Befinden eines Sohnes nach 2 Monate langem Warten, für eine glückselige Sterbestunde eines Kindes, das nach 8jährig. Leiden in die Schar der Engel aufgenommen wurde, für Erlangung einer guten Stellung.

Erlösung aus schwerer Seelenqual und Ablegung einer guten Beichte. Glückliche Heimkehr aus dem Kriege; vollständige Erlangung der Gesundheit nach mehrjährigem Leiden; eine Militärangelegenheit; glückliche Entbindung; baldige glückliche Heirat; Wiedererlangung verschiedener Sachen von großem Wert und hergeliebten Geldes; Glück im Stall; ein schweres Anliegen; passende Lebensstellung; glückliche Heimkehr eines seit 2 Jahren Vermissten; ein schwer nervenkranker Soldat; eine Lehrerin mit einem schweren Ohrenleiden; Heilung eines Kopfschmerzes; Hilfe in einer Dienstangelegenheit; eine an schwerem Asthma leidende Person; glückliche Heimkehr aus dem Kriege und Heilung ohne Operation; ein geisteskranker Bruder einer Wohltäterin; Befreiung von Gemütsleiden; Gelingen einer schweren Operation; all die Anliegen unserer Wohltäter und all die Soldaten im Felde; Heilung eines kranken Kindes. Jagersheim, Irsee, Buchhausen: für schwer verwundeten Sohn. Großheubach: in einem Anliegen. Obergeroldshausen: für Erh. in schw. Anliegen. Tatzolden, Frankenberg, Wegscheid: Dank für erl. Hilfe.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliefern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Josef Eisenreich, Bauersjahn, Moosdorf. Frau Anna Sagerer, Schwindkirchen. Therese Tauchscherr und Kath. Engel, Niederweyer. Ludwig Götz, Frauenroth. Math. Dangel, Hofaschenbach. Johann Lindenberg und Anna Zent, Hausen. Crescentia Menhart, Reischach. Wilhelm Spiegel, Alois Trabert, Mel. Hohmann, Spahl. Michael Mayerhöffer, Konstanz. Math. Willeter, Hohenwart. Ehrw. Schwester M. Beatrix Paulik, Oberin, in München. Ida Kolb, Hingheim. Therese Winkler, Dogern. Georg M. Wild, Sindeldorf. Anna Holl, Baunertshofen. Anna Rohr, Benningen, Pfalz. Anna Köttel, Gungzburg. Johann Seeberger, Hemhofen. Kath. Reibhart, Hemhofen. Maria Heilerer, Tegernbach. Josefa Böt, Hopferau. Josefa Marthner, Schirgiswalde. Maria Schüller, Rausle. Pauline Kiffas, Graudenz. Pfarrer Augustinus Klesse, Hunzendorf. Hedwig

Jendrysek, St. Vidar. Witwe Luise Winneki, Spandau. Max Löbe, Berzdorf. Eugen Bösch, Magd. Winni, Steinburg. Peter Stieldorf in Köln, Johann Langer in Borbed. Frau Johann Elfers in Wüllen. Frau Theodor Heinen in Widdeshoven. Josef Oster, Georg Königstein, Oberbrechen. Karl Leopold Krott, Brand. Marg. Schlöffer, Lindenthal. Maria Bellenhof, Achen. Wwe Evers, Borgenreich. Karl Kreuzer in Brand. Josefina von Agis in Eich. Peter Josef Günter, Wajenach. Frln. Aldenkirchen, Trier. Franz Engel, Möhr b. Trier. Johann Josef Schmitz in Obermierz. Ehrw. M. Nazaria Zeilinger. Ehrw. M. Heliana Korting, Jakob Cloje in Aachen. Maria Otto in Borst. Peter Kaul in Kommerstirchen. Heinrich Niemann in Langföörden. Frau Franziska Tongern in Ertelenz. Luise Straub, Stein a. R. Egid Kaufmann, Gerichstetten. Josefina Bapst, Erstein. Franziska Krebs, Balthasar Döhner, Reicholzheim. Magd. Bissinger, Augsburg. Sofie Siefertmann, Oberasbach. August Stodert, Buxlar. Josef Hornfede und Josef Schön, Hasestein. Luise Mehner, Sullenheim. Lina Kallhammer, Wilschhofen. Viktoria Huber, Rothenheim. Christine Fuchs, Würzburg. Apollonia Gebele, Reckbergrenten. Valentin Hahn I und Valentin Hahn II, Gemünden. Bernardine Lengermann in Luer. Josef Köttler in Münster. Gertraud Jörzgeb. Dunköfner in Gladbach. Gottfried Winands in Untermaubach. Cl. Schwarz, Lehrerin in Neuerburg. Jakob Milz, Großbüllesheim. Philipp Schmitz in Eich. Gottfried Ruffbaum in Neurath. Heinrich Jürgens in Wallen. Paul Klug in Ulmbach. Friedrich Geurgen in Kellen. Franz Hubert Meyer in Bronsfeld. Johanna Langen, Borbed. Nikol. Strauß und Maria geb. Treng. Kath. Wolmar in Elberfeld. Elisabeth Mai in Wolseifen. Anna Preisen in Diekirch. Konrad Streb in Somborn. Antonia Zimmermann in Werl. Frau Wwe. Schmitz in Eich. Karolina Bremer geb. Völkler in Bottrop.

Auf dem Felde der Ehre gefallen: Johann Wisczoret, Schoffschütz. Josef Trzeziot, 21. 3. 18. Franz Hübnert, gestorb. Jadel. Herrmann Kaletta, Niesnalschin. Josef Tösch, Hindenburg. Josef Koniarsti, Glatz. Michael Josef Lichter in Gilzen. Anton Zimmer in Niederheimbach. Winand Hoven in Widdeshoven. Peter Klud in Oberbrechen. Wilhelm Egggenstein und Fritz Rebetus in Schwerte. Paul und Heinrich Schoenenberg in Jülich. Nikolaus Comtesse in Saarlouis 2. Peter Kaggeli in Saarlouis 2. Johann Königs in Mennrath. Wilhelm Lapper in Nordkirchen. Gerhard Tümpen in Hartefeld. Paul Eisenbach in Oberbrechen. Heinrich Ramper in Hoven. Willy Wimmer in Bottrop. Franz Schürmann in Niederfalsbach. Lehrer Hilgert in Metternich. Franz Winands in Untermaubach. Josef Dahl in Hadenberg. Hermann Taft in Düs.-Rath. Ju-

lius Schumacher in Cornelymünster. Hubert Klinkhammer, Fretter. Josef Degmann in Vgnen. Franz Ahsalg, Martin Rehm, Johann Bud, Grundsheim. Hans Bertel, Aich. Johann Stempfle, Weihenhorn. Peter Schumüller, Schwindkirchen. Josef Göz und Anton Richard Markard, Frauenroth. Johannes Erhardt, Birtenhörd. Josef Blant, Rauenberg. Kaver Schilling, Roshaupten. Josef Rudenz, Albert und Karl Wiegand, Rasdorf. Ludwig Ernst Maier, Rettenbach. Wilhelm Rudes II, Hintermeilingen. Heinrich Tellhauer, Mülhhausen. Lorenz Hausmaninger, Eggenfelden. Georg Dehant, Dehbetten. Franz Kaver Better, Reichenbach. Franz Josef Hüttig, Reichenbach. Albin Schwarz, Kröppen. Josef Jung, Trulben. Carl Friedinger, Kestafel. Joann Bauer, Schmidgaden. Gustav Ferd. Rumbstadt, Eberbach. Hermann Trabold, Amorbach. Josef Biesinger, Schwalldorf. Eduard Wörner, Gönz. Otto Schottorf, Oberertal. Hermann Breitingen, Muddental. Josef Krönung, Hofenfeld. Josef Pfeuffer, Hagenlohr. Johann Krebs, Reicholzheim. Alois Heß, Sasbach. Ludwig Springmann, Lautenbach. Fritz Hofmann, Vizefeld. weibel Würzburg. Markus Baumann, Lahr. Martin Harreiner, Schwindkirchen. Julius Bender, Wilsingen. Adolf Gersbach, Grunholz. August Stang, Alespau. Aloys Heterich, Haujen.

Redaktionschluss am 15. Oktober 1918.

„Wenn wir dazu helfen, daß ein einziger frommer Priester in der Kirche Gottes recht wirkt, so haben wir ein größeres Werk vor Gott getan, als wenn wir einen Altar von Gold dem Herrn erbauen helfen.“

Ein besonders gutes und verdienstliches Werk ist es darum, durch **Stiftung eines Freiplazes** oder durch **Beiträge zu einem Studienfond** mitzuhelfen, daß armen, aber braven Knaben, die gerne Priester und Missionare werden wollen, das Studium ermöglicht werden kann. Jede, auch die kleinste Gabe zu diesem Zwecke wird dankbarst angenommen von der

Vertretung der Mariannhiller Mission.



*Früh P. Dominikus
Tümmelndt (Hofmeister!)*

Aus unserem Missionshaus St. Paul in Holland erhielten wir die telegraphische Nachricht, dass

P. Dominikus *Früh*

der langjährige Redakteur des Vergissmeinnicht und des Mariannhiller Missionskalenders im Spital in Venlo, wohin er sich in ärztliche Behandlung begeben musste, nach langem, schwerem Leiden am 19. September an Magenkrebs gestorben ist.

Wir empfehlen seine Seele dem frommen Gebete aller Wohltäter und bitten auch um ein Gedenken beim hl. Messopfer.

R. I. P.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.